

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT



2025





EHRENTAFEL DER MEDIKAMENTENSPENDER

HERTA FRANK - Fürth

MARIA GOMA - Kirchentellinsfurt

DR. DIETER KOCH - Karlsruhe

DR. INGEBORG POSER - Metzingen

DR. JOACHIM SABIERAJ - Eningen u.A.

DR. W. ALFRED ZAWADZKI - Reutlingen



Herausgeber: **HOG TEMESCHBURG** e.V.

Druck: SAM media & ART-Reutlingen, August 2025

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2025; 36. Jahrgang

Copyright: **HOG TEMESCHBURG** ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr. W. Alfred Zawadzki, Obere Wässere 3-7, 727264 Reutlingen, Tel. 0171/ 5711504,

E-Mail: azawadzki@t-online.de, Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: Ernst Alexander, Emil Banciu, Henrike Brădiceanu-Persem, Adriana Carcu, Loretta Cherăscu, Dr. Hans Dama, Yves-Pierre Detemple, Patricia Eftimie, Vasile Eftimie, Eva Filip, Sigrid Katharina Eismann, Luzian Geier, Ilse Hehn, Henriette Kakucs, Katharina Kilzer, Emanuel Knöbl, Helga Korodi, Elisabeth Kronenberger, Hiltrud Leber, Brigitte Maxa, Ernst Meinhardt, Altraut Ost, Mathias Possler, Renate Radetzki, Halrun Reinholz, Walter Roth, Joachim Rückl, Horst Samson, Otilie E. Scherer, Anna Schuld, Anton Strebling, Henriette Stein, Radegunde Täuber, Dr. Arnold Töckelt, Erika Zawadzki, Remo Zawadzki, Astrid Ziegler, Roswitha Ziegler.

Für den Inhalt der Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar.

Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse schicken.

Die Umschlag-Collagen der Seiten 2 und 3, wurden von Roswitha Ziegler erstellt, jene von Seite 1 und 4, alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole stammen von Fred Zawadzki.



EDITORIAL



Verehrte Damen,
sehr geehrte Herren, liebe Landsleute,

unser neues Heimatblatt, das 24. seit der neuen Redaktion, wurde in den letzten Tagen für Sie fertiggestellt. Wir haben wieder 100 Seiten für Sie redigiert, mit teils gleicher Strukturierung, wie in den letzten Jahren, aber auch mit neuen Impulsen und Ideen und Beiträgen, die, vor allem das kulturelle Kapitel farbiger und lesenswerter aufwarten lassen.

Ich bedanke mich herzlichst bei allen Landsleuten und Fans unseres Blattes, *die in - diesmal 119 (einhundert neunzehn) Leserbriefen ihre positiven aber auch kritischen Emotionen niederschrieben und uns mit ihren Rückmeldungen signalisierten, was wir gut, aber auch evtl. besser machen könnten. Unsere Erwartungen wurden weit übertroffen und man hat uns signalisiert, dass noch viel Interesse für unsere Arbeit besteht.*

Es geht auch in dieser Ausgabe um historische Ereignisse, die für Temeswar und seine Bürger wichtig waren, die das Leben in dieser wunderbaren Stadt bereichert und dazu beigetragen haben den typischen Geist der Banater Hauptstadt auszubauen. Aber auch um Persönlichkeiten, die sich mit ihrem Wirken und ihrer moralischen Überlegenheit, vor allem im Sozialismus gegen den vorgeschriebenen Kurs gestellt und allen Widerständen zum Trotz, ihre Überzeugung artikuliert und so gut wie möglich auch durchgesetzt haben.

Für alle, die sich gerne mit unserem Heimatblatt entspannt zurücklehnen und sich gerne inspirieren lassen, haben wir ein weiteres Exemplar redigiert und wünschen viel Spass beim Lesen.

Meine Generation, die unglücklicherweise in eine Gesellschaftsordnung hineingeboren wurde, die wenig

Entfaltungsmöglichkeiten geboten bekommen, aber Jahrzehnte lang versucht hat uns einen marxistisch-leninistischen Stempel aufzudrücken, hat sich dem sozialistischen Druck nie gebeugt. Unseren Eltern, unseren Lehrern und so manch herausragender Persönlichkeit ist es zu verdanken, dass unsere Jugend in der sozialistischen Tristesse auch sonnenblumenbunt war und unsere Kerzen auch an beiden Enden brennen konnten.

Ihnen gebührt unser ALLER Dank, unsere Wertschätzung und Hochachtung! Ihnen wollen wir mit diesem Dokument ein Denkmal setzen!

Es gilt auch weiter mein Apell - im Sinne der Zeitzeugenberichte der Nachkriegszeit und vor allem aus dieser frühgeschichtlichen Zeit der Diskriminierung - mir Ihre Erinnerungen, die Ihrer Eltern und Großeltern aufzuschreiben und zuzuschicken, um sie durch Veröffentlichung in unserem Heimatblatt ALLEN Lesern der HOG Temeschburg, aber auch anderen Heimatortsgemeinschaften, zugänglich zu machen. Und dies alles nicht nur um uns zu unterhalten und unsere Bräuche und Gepflogenheiten zu kultivieren, sondern auch am Puls der Zeit mit allen Temeswarer Ereignissen zu verweilen.

Unsere stellvertretende Vorsitzende Roswitha ZIEGLER, überwacht akribisch unsere Homepage und hat Möglichkeiten geschaffen allen Anwärtern Auszüge von einzelnen Artikeln auch als PDF-Datei zukommen zu lassen. Sie ist jederzeit unter der E-Mail Adresse: Rosy.Ziegler@web.de erreichbar. Ihr, aber auch aktiven Mitgliedern unseres Vorstandes wie Helga KORODI, Altraut OST gebührt ein besonderer Dank für die unermüdliche Arbeit zum Wohle unserer „Leseratten“ und an Heimatverbundenheit interessierten Temeswarer.

Ein herzliches Dankeschön auch allen Vorstandsexternen Mitarbeitern, meiner Familie und nicht zuletzt allen, die unsere Arbeit vertrauensvoll und fachlich unterstützt haben. Ein besonderer Dank geht auch an alle in Temeswar lebenden Mitarbeiter (*Patricia EFTIMIE, Vasile EFTIMIE*), die uns regelmäßig mit aktuellen Fotos und Berichten, kulturellen Darbietungen und Poster versorgen und uns helfen wenigstens optisch und geistig dabei sein zu können.

In Erwartung Ihrer Anregungen, Vorschlägen, konstruktiven Kritik und Berichten, versichern wir Ihnen unsere Bereitschaft auch weiter alles zu tun um die Gemeinschaft aller in der Welt verstreuten Temeschburger so lange wie nur möglich aufrechtzuerhalten!

Ihr, Dr. W. Alfred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

Wir sind die Hüter unserer Geschichte

Fred ZAWADZKI

Seite 4

GESCHICHTLICHES

Achtzig Jahre seit der Russlanddeportation
Vergessene Schicksale - Bärägan 1951-1956
Sozial- und Systemkritik in Berwanger-Texten
Jubiläum im Dreiviertelakt

Eva FILIP
Yves-Pierre DETEMPLE
Hans DAMA
Ernst MEINHARDT

Seite 6
Seite 14
Seite 16
Seite 23

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Lajos KAKUCS, ein Banater Historiker
Nachruf auf den Schriftsteller Helmut FRAUENDORFER
Nikolaus BERWANGER zu seinem 90.Geburtstag
Streben nach dem Absoluten: Ioan HOLENDER 90
Ein Temeswarer Künstler: Doru TULCAN
Dr. Hans DAMA mit Ehrennadel ausgezeichnet
Erinnerungen an Erich HUSCHITT
Sax MORADI
Die LENAUFAMILIE wird unterstützt
Ein Reschitzaer Apfelbaum

Radegunde TÄUBER
Anton STERBLING
Luzian GEIER
Yves-Pierre DETEMPLE
Yves-Pierre DETEMPLE
Redaktioneller Beitrag des VLÖ
Dr. Hedwig KERN
Adriana CARCU
Halrun REINHOLZ
Katharina KILZER

Seite 25
Seite 29
Seite 31
Seite 36
Seite 38
Seite 39
Seite 40
Seite 42
Seite 44
Seite 47

KULTURELLES

Märchen aus der Wichtelwelt
Frauenverband im Bund der Vertriebenen
Horst SAMSON, Rezension zu seinem Gedichtband
Der Schubertchor hat sich aufgelöst
Malakademie in der Lenaus Schule
Lyrisches Eck

Magdalena BINDER
Hiltrud LEBER
Wolfgang SCHLOTT
Halrun REINHOLZ
Otilie E. SCHERER

Seite 50
Seite 51
Seite 52
Seite 54
Seite 57
Seite 58

GESELLSCHAFT UND VEREINE

„POLI“ Temeswar – weiter drittklassig

Ernst MEINHARDT

Seite 65

GAUMENSCHMAUS

„WEINGLÄSER“ und die Form des Glases
Die Knolle, die uns alle glücklich macht
Gaumenschmauss 2025

Arnold TÖCKELT
Erika ZAWADZKI
Brigitte KUCHAR, Erika ZAWADZKI

Seite 68
Seite 69
Seite 71

ERLEBTES TEMESWAR

Wieder Zuhause
OMA
Gartenzaungespräch
Junge Menschen zu formen
Der kleine EMIL an der Temesch
Eule mit Weile
Bis zum letzten Tropfen

Adriana CARCU
Otilie E. SCHERER
Alexandrina PAUL
Hans DAMA
Emanuel KNÖBL
Astrid ZIEGLER
Fred ZAWADZKI

Seite 72
Seite 74
Seite 77
Seite 78
Seite 80
Seite 83
Seite 85

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Geburtstagskinder 2025
Aktuelle Leserbriefe
Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Roswitha ZIEGLER
Lisa KRONENBERGER
Roswitha ZIEGLER

Seite 89
Seite 92
Seite 96



WIR SIND DIE HÜTER UNSERER GESCHICHTE!

Achtzig Jahre nach der Deportation

Wie bitter waren die Erzählungen meines Großvaters, als er, mit Tränen in den Augen, von der Russland-Ver-schleppung erzählte, von den Ereignissen, die unsere und so viele andere Familien überraschend auseinandergerissen und traumatisiert haben. Er konnte das Geräusch, das rumänische Soldaten beim Eintreten der Eingangstüre verursachten, so plastisch schildern, dass mich jedes krachende - egal von wem verursachte - Holzgesplinter noch jahrelang daran erinnerte. Sie zerrten ihn im Pyjama auf die Straße und Großmutter musste ihm die Schuhe durchs Fenster reichen, um nicht barfuß da zu stehen. Er hatte Glück mit seinem Schwager, der eine halbe Stunde Zeit hatte zum Pakken und ihm einen Norweger-Pullover und Handschuhe auslieh. Der Zigeuner am Ende der Straße – den er so oft mit übriggebliebenem Essen versorgt hatte, schmiss ihm seine Wollkappe nach. So überlebte er die erste Eiskalte Januarnacht im überbelegten Viehwagon.

In diesem Jahr erinnern wir schon zum 80. Mal an das kapitale Ereignis, der Deportation der Temeswarer und Banater Schwaben nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine genau 5(fünf) Jahre dauernde Odyssee, geprägt von Angst und Hunger, Nötigung und Vergewaltigung, Verlust und Tod. Der Rechtsbruch der rumänischen Regierung - ein Verbrechen - an seinen mitwohnenden Nationalitäten, eine feige Schandtat, die jahrzehntelang unter den Teppich gekehrt wurde.

Das Kriegsende 1945 markierte nicht nur einen weltweiten Epochenbruch – es war auch eine Zeit voll widersprüchlicher Emotionen: Triumph und Niederlage, Rausch und Ernüchterung, Hass und Hilfsbereitschaft. Eine Zeit gekennzeichnet durch ein merkwürdiges Spannungsverhältnis: Einerseits war der Nationalsozialismus schlagartig erledigt. Andererseits lief vieles einfach weiter. Eine *echte "Stunde-Null"* - wie von manchen behauptet – oder auch nicht. Wir schreiben das Jahr 2025 und es ist zum 80. Mal Zeit den Finger in eine Wunde zu halten, die bei unseren Temeswarern und Banater Schwaben noch lange nicht geheilt ist. Wir, die jüngere Generation erinnern nicht nur daran, sondern klagen auch an gegen eine Ungerechtigkeit, die unsere damalige Regierung seinem eigenen deutschstämmigen Volk angetan hat. Es ist eine merkwürdige Mischung von Gefühlen mit der wir, die Banater Schwaben, heute auf das Kriegsende vor 80 Jahren zurückschauen.

Das wahre Zeitalter des Unglücks - noch bitterer als der Krieg selber - begann somit *in der ersten Januarwoche 1945*. Um den Sowjets zu imponieren, hat die rumänische Regierung Freiheit und Demokratie mit Null multipliziert und die Lebenszeit einer vor allem deutschen Generation ruiniert. Nachdem der königliche Staats-

streich Michael des I. unerwartet die Allianz mit dem Nationalsozialistischen Deutschland beendete, wurde Rumänien, zum Nachteil der gesamten Bevölkerung, Bestandteil der sowjetische Einfluss-Sphäre. Und, obwohl im Waffenstillstandsvertrag mit den Alliierten vom 12. September 1944, keine Vereinbarung oder Geheimklausel über Reparationen durch die Bereitstellung von Arbeitskräften, vereinbart war, nahmen sich zuerst die Russen und dann später die rumänische Staatsführung, das Recht heraus „Volksdeutsche“, rumänische Staatsbürger, als freiwillige Arbeitskräfte für den Wiederaufbau der Sowjetunion zur Verfügung zu stellen. Damals hielt sich noch das Gerücht, Stalin hätte das der rumänischen Staatsführung diktiert. Später sollte sich jedoch herausstellen, dass etliche Repräsentanten der eigenen rumänischen Regierung ihre dreckigen Finger im Spiel hatten.

Auch wenn so manche rumänischen Soldaten sich weigerten, ihren ehemaligen deutschen Kameraden Unrecht zu tun, folgte man in dieser gefährlichen Zeit einem nationalen Sog vorhandene Ordnungen zum Nachteil der Volksdeutschen umzuverteilen um die allgemeine rumänische Misere der Zukurzgekommenen auszugleichen. Der primitive Apparatschik hatte die Gelegenheit der zivilisierten Elite eines auszuwischen, ihre elitäre Lebensform zu verschlingen und somit weniger soziales Gefälle dulden zu müssen. Ein nationalistisches Bedrohungsszenario bestimmte das damals verfälschte politische Bewusstsein, und blies unserer Bevölkerungsgruppe einen eisigen, ungerechten Wind ins Gesicht. Obwohl wir den unerbittlichen Krieg nicht mitzuverantworten hatten, sollten wir dafür bestraft werden.

Es reichte nicht unter unmenschlichen Bedingungen und prekären Hygienebedingungen in Baracken, hinter Stacheldraht, untergebracht zu sein, man sollte nach der Heimkehr auch nicht darüber sprechen dürfen. Die Proleten aus der rumänischen Regierung wussten ganz genau, dass sie im Unrecht waren, doch anstatt eines schlechten Gewissens, verordneten sie auch noch ein staatliches Schweigen. Heute müssen wir uns fragen, wem das wohl dienen sollte? Glaubten diese Pfadfinder wirklich, dass man diese Tragödie auch noch als „Ungesagtes“ unter den Teppich kehren könnte? Erst 1995, also 50 Jahre später, fand in München eine Gedenkveranstaltung, mit der ersten offiziellen Entschuldigung der Regierung Rumäniens statt.

Wir erinnern auch und vor allem daran, dass sich in Osteuropa neue Diktaturen aufgetan haben, die unfassbares Leid hervorbrachten und Minderheiten weiterverfolgten und drangsalierten. Europa wurde nicht zum erhofften Friedensraum, sondern zu einem „wildem Kontinent“. Die kommunistische Gewaltherrschaft erzeugte



weiter Chaos und Gewalt. Während Ärmel hochgekrempelt und physische Trümmer beseitigt wurden, schlug man in die Seelen der Vertriebenen und Verschleppten noch tiefere Wunden. Damit begann eine millionenfach geteilte Erfahrung des Verlusts von Heimat, Besitz und körperlicher Unversehrtheit. Flucht vor befürchteter Vergeltung, Vertreibung aus Gründen der Rache, Deportation und erzwungene Umsiedlung im Namen einer politischen und ethnischen Neuordnung, die sich in Ost- und Mitteleuropa noch weit in die Nachkriegszeit fortsetzte.

Die Rumänen haben ja ihre deutschen Mitbürger nach Kriegsende nicht buchstäblich vertrieben, obwohl das für die Volksdeutschen vorteilhafter gewesen wäre. Der 23. August 1944, der in meiner Kindheit und Jugend als „Befreiungstag vom faschistischen Joch“ an jeder Hauswand zu lesen war und der verblödeten sozialistischen Nomenklatura jedes Jahr Anlass zum „feiern“ gab, kann als „Stunde-Null“ und Ausgangspunkt für die Misere unserer Minderheit angesehen werden. Durch den Verrat am Deutschen Reich und dem feigen Übertritt zu den Alliierten, kurz vor Kriegsende, wurden alle Deutschen in Rumänien von einem Tag auf den anderen - UNVERSCHULDET und praktisch im eigenen Land - zu den ärgsten Feinden des rumänischen Volkes.

Im Oktober 1945 schrieb *Bertrand RUSSEL* dazu in der englischen „Times“: „... in Osteuropa werden jetzt von unseren Verbündeten Massendeportationen in einem unerhörten Ausmaß durchgeführt, und man hat offensichtlich die Absicht, viele Millionen Deutsche auszulöschen, nicht durch Gas, sondern dadurch, dass man ihnen ihr Zuhause und ihre Nahrung nimmt und sie einem langen, schmerzhaften Hungertod ausliefert. Doch das gilt nicht als Kriegsakt, sondern als Teil einer bewussten „Friedenspolitik“.

Von wegen „Friedenspolitik“! Es muss an dieser Stelle aber auch gesagt werden, dass sich Russland in seiner Forderung nach Reparationszahlungen an Rumänien nicht auf die deutsche Bevölkerung festgelegt hatte. Trotzdem schickte Rumänien nur seine deutsche Minderheit in die bewachten Arbeitslager in die Ukraine. Diese Tatsache blieb bis heute in Rumänien ein Tabuthema und wurde auch nach achtzig Jahren noch nicht aufgearbeitet! Hinzu kommt noch die 1951 erfolgte Zwangsumsiedlung von über 10.000 Banater Schwaben (neben "unzuverlässigen" Serben und Rumänen) in die Bărăgan-Steppe. Es war eine weitere Bosheit der kommunistischen Staatsführung, die sich - im Namen von Marx, Engels, Lenin und Stalin - berechtigt glaubte, seine „Kriegsverbrecher“ zu bestrafen. *Es war ein weiterer Konstruktionsfehler des „wissenschaftlichen Sozialismus“, der - obwohl von seinen Begründern nie eingestanden - das pompös angelegte kommunistische Projekt in Europa, Ende der achtziger Jahre, zum Scheitern brachte.*

Dass wir uns heute, nach 80 Jahren ein „vereintes Europa“ wünschen ist verständlich und erstrebenswert. Solange aber Staatspräsidenten Völkerrecht mit Füßen treten, bleiben wir damit im Rahmen eines Klischees haften. Genauso verhält es sich mit den überall publizierten „nie wieder“-Floskeln. Solange der Ukraine-Konflikt anhält, kann doch davon keine Rede sein. In Europa ist Krieg, es wird täglich geschossen und gemordet; Not und Elend kommt über Dörfer und Familien. Flüchtlinge verlassen ihre Heimat und ziehen ins Ungewisse, Menschen kämpfen wieder um ein Stück Brot für ihre Kinder, suchen einen sicheren Ort zum Schlafen, bangen um Sohn, Frau oder Mann auf den Kampffeldern. Auch wenn Russland 2025 noch nicht eindeutig als Feind eingestuft wird, ist sein Präsident ein Spieler, ein Hasardeur und dadurch für Europa eine Bedrohung! Es scheint als habe die Menschheit den Verstand verloren und ermögliche Putin Puppentheater, mit denselben Methoden wie Stalin vor 80 Jahren, zu spielen. *Und die fahlen Gespenster des Klassenkampfes lauern noch immer in bewährtem ideologischem Fundus, ein wachsames Auge stets auf den Klassenfeind gerichtet.* Jetzt, wo die US-Kindergärtnerin - aus welchem Grund auch immer - das Handtuch schmeißt, bleibt nur noch der große, böse Wolf!

Deshalb kann auch am 80. Jahrestag des Kriegsendes kein Schlussstrich gezogen werden. Unter das Kapitel Geschichte gibt es keinen Schlussstrich. Sie macht solche Gedenktage notwendig. Gedenken können wir nur, wenn wir die Zusammenhänge kennen und ihre Bedeutung verstehen. Und deswegen richte ich an dieser Stelle einen erneuten Aufruf an alle Landsleute, die selbst erfahrene oder von anderen gehörten Erlebnissen dieser Geschichte niederzuschreiben, um sie an die nächsten Generationen weitergeben zu können, um eben das Verschwinden aus dem Bewusstsein der jüngeren Generationen zu verhindern.

Berichten wir davon, was gewesen ist und wie es war, schreiben wir es gnadenlos auf, tragen wir dazu bei, unsere erlebte Vergangenheit festzuhalten und weiterzugeben; es ist unsere Pflicht, die uns niemand abnehmen kann, denn *wir sind die Hüter dieser Geschichte!*





80 JAHRE SEIT DER RUSSLANDDEPORTATION DER DEUTSCHEN AUS RUMÄNIEN

Nacherzählen, Erinnern, Gedenken

von Eva FILIP

Das tragischste Ereignis in der Geschichte der Deutschen aus Rumänien geschah im Januar 1945. Es herrschte noch Krieg, und obwohl Rumänien am 23. August 1944 sich von Hitlerdeutschland losgesagt und die Fronten gewechselt hatte, benahmen sich die Russen wie Besatzer. Und sie bestimmten, dass in den von ihnen „befreiten“ Ländern im Südosten Europas, die arbeitsfähigen Deutschen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert werden. Die Deportation wurde brutal durchgeführt, Mütter von ihren Kindern weggerissen, Kinder oft ganz allein zurückgelassen. Es spielten sich in allen Ortschaften mit deutscher Bevölkerung herzerreißende Szenen ab. Inzwischen sind 80 Jahre vergangen, und es gibt nur noch wenige Zeitzeugen. Umso wichtiger wird es, ihre Geschichten zu erzählen. Von Hannah Arendt¹ stammt die Aussage: *„Sofern es überhaupt ein ‚Bewältigen‘ der Vergangenheit gibt, besteht es im Nacherzählen dessen, was sich ereignet hat...“.*

Aus unserem Dorf Sentlein bei Arad waren 103 Personen deportiert. Die Deportation war ein Tabuthema in der Zeit des Kommunismus. Dennoch haben wir, die Nachkriegsgeneration schon in der Kindheit einiges erfahren, war doch fast jede Familie von der Russlandverschleppung betroffen.

Verschleppt

„Die Russen sind in Prag einmarschiert!“, rief Onkel Hans bereits von der anderen Straßenseite der Gruppe Bauhelfer zu, die sich unter den Akazien zu einer kleinen Pause versammelt hatten. Es war der 21. August 1968, von unserem neuen Haus standen bereits die Wände. Janson Vetter Jakob, der Maurermeister hatte um viele Helfer gebeten, denn im Herbst sollten wir einziehen. Und sie waren gekommen, die Verwandten und Bekannten, die Nachbarn. Es wurde in drei Sprachen gesprochen, Deutsch, Ungarisch und Rumänisch, das war schon immer so in unserem kleinen Dorf. Man kannte sich, und alle packten an, wenn ein Haus gebaut wurde.

Ich war elf Jahre alt. Zusammen mit meiner Cousine hatten wir die Aufgabe, den Leuten Strudel und Holundersaft anzubieten. Das Stimmengewirr verstummte. Alle schauten auf Onkel Hans, den Bruder meiner Mutter. Er war einer der ersten im Dorf, der einen Fernseher hatte. *„Mit Panzer sind sie einmarschiert“*, sagte er, *„alle Länder des Warschauer Pakts, außer Rumänien“*. Ich stand neben Nani-Tante, das Glas Holundersaft, das ich ihr reichen wollte, übersah sie. Sie schaute starr

nach vorn, auf einmal merkte ich, wie ihre Hand mit dem Stück Mohnstrudel zitterte. In die gespenstische Stille, die seit seinem Kommen herrschte, sagte Onkel Hans: *„Ceașescu hat schon in der Nacht eine Sitzung einberufen, und am Mittag hat er vom Balkon des Zentralkomitees verkündet, dass Rumänien den Einmarsch in die Tschechoslowakei, einem sozialistischen Bruderstaat, scharf verurteilt. Dass jedes Land das Recht auf Souveränität hat und wir keine Oberhoheit dulden, hat er in die Welt geschrien“*. Als der Onkel schwieg, war es die rumänische Nachbarin, welche die Starre löste. *„Gott behüte uns vor den Russen!“*, sagte sie, und bekreuzigte sich dreimal. Nani-Tante, die jüngste Schwester meines Großvaters, die immer heftiger zitterte, begann fürchterlich zu husten, sie wurde ganz rot im Gesicht. Ich versuchte es nochmal mit meinem Saft, doch sie wehrte ab. Meine Oma kam, schob mich weg, und fasste Nani-Tante am Arm. Im Vorbeigehen sagte sie: *„Sie war in Russland!“* Ich sah Oma fragend an. *„Verschleppt“*, sagte sie, und führte Nani-Tante weg. Die anderen Leute standen wie versteinert da und schwiegen. Und plötzlich, wie auf ein Kommando, redeten alle. Es fielen Worte wie Lager, Natschalnik, Kälte, Hunger, Bergwerk, Stollen, Kascha, Krautsuppe, Stalino, Krivoi Rog. Es war, als hätte der Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei all die lang verdrängten Erinnerungen wachgerüttelt. Ich verstand nicht alles, aber ich ahnte, was *„verschleppt“* bedeutet. Oma kam zurück, setzte sich neben mich ins Gras und sagte mir, sie habe Nani-Tante heim gebracht, ich solle nicht vergessen, ihr am Abend das Essen zu bringen. Ich nickte und hörte gespannt zu, was die Leute von jener fernen, unheimlichen Welt erzählten. Vetter Jakob, der selbst auch deportiert war, setzte mit einem energischen *„Leute auf! Wir bauen ein Haus!“* den Gesprächen ein Ende.

Was war nur in Russland geschehen? Warum waren alle so verängstigt? Und Nani-Tante? Ich hatte mir nie Gedanken gemacht, warum sie kaum sprach und oft so fürchterlich hustete.

Am Abend wurde Gulasch gegessen. Es war seltsam still während des Essens. Ich half beim Abräumen, wir schleppten das Geschirr in eine improvisierte Sommerküche im Garten. Auf einmal hörten wir, dass gesungen wurde. Es war eine sehr traurige Melodie. *„Sie singen das Stalino - Lied“*, sagte meine Mutter. *„Die meisten waren dort, fünf lange Jahre, vom Januar 1945 bis Oktober 1949. Schrecklich, schrecklich!“*.



Stalino - Lied

Tief in Russland, bei Stalino
steht ein Lager stets bewacht,
drinnen wohnen deutsche Menschen,
die man aus dem Banat gebracht.
Und die Herzen dieser Menschen schlagen
traurig, ernst und schwer,
möchten wieder in die Heimat,
sehnen sich nach ihr so sehr.

Denn für sie gibt's nur noch Arbeit,
oft im eisig kalten Wind,
müssen so viel Leid ertragen,
weil sie eben Deutsche sind.
Kennen nur noch Müh und Plagen,
niemals eine Herzensfreud,
tragen Not und Sorge schweigend,
und ihr bitteres, schweres Leid.

Die Gedanken aber eilen
nach der Heimat immerdar,
wo sie ihre Lieben haben,
wo es schön und herrlich war.
Wenn sie dann von ihnen sprechen
und von jenem großen Glück,
ihre Herzen beinah brechen,
sehnen sich nach ihm zurück.

Und die Lieben in der Heimat
sind nun lange schon allein,
Kinder haben keinen Vater
und nun auch kein Mütterlein.
Wenn die Kinder weinend fragen:
Wo sind unsere Eltern hin?
Wird man ihnen traurig sagen:
Mussten all nach Russland zieh'n.

Es vergehen Tag und Nächte,
Monate und manches Jahr,
und im fernen, fremden Lande
färbt sich grau mein braunes Haar.
Sollt' ich hier in Russland sterben,
sollt' ich hier begraben sein,
grüßt mir noch einmal die Heimat
und die Lieben all daheim.

Ich kannte alle sehr gut, die Sänger, es waren ja hauptsächlich unsere Nachbarn, bei denen man ein und aus ging, die man jeden Tag traf, denn in meiner Kindheit war kein Tor und keine Tür im Dorf verschlossen. Gerne hätte ich noch mehr über dieses rätselhafte Russland erfahren, doch nach dem Lied erhoben sich alle und gingen heim.

„Nani-Tante, die Leute haben das Stalino-Lied gesungen“, sagte ich, als ich ihr das Essen brachte. „Wie war es denn in Russland?“ Nani-Tante setzte sich an den Tisch, sie stützte das Gesicht in die Hände, so als müsste

sie nachdenken, dann sagte sie ruhig: „Es gibt auch in Russland gute und böse Menschen wie überall.“ Sie blieb so sitzen, machte keine Anstalten, die Speisen, die ich ihr gebracht hatte, auszupacken. Ich fürchtete schon, sie müsse wieder so schlimm husten, aber sie blieb ganz ruhig. „Kalt war es. Dort ist es sehr kalt. Der Hunger tut weh. Und das Heimweh“. Danach saß sie da und schwieg, ich hatte den Eindruck, sie habe mich vergessen. Schließlich sagte sie: „Geh nur heim, es geht mir gut“. „Nani-Tante, kennst du den Text von dem Stalino-Lied?“ Sie nickte kaum merklich und sagte nichts mehr. Ich wollte schon gehen, dann stand sie auf, ging zum Schrank und brachte mir ein Blatt Papier und einen Stift. „Schreib!“ Dann sagte sie mir die Verse vor, sehr langsam und deutlich, so als würde sie jeden Vers auch selbst erst jetzt tief in sich aufnehmen. Als wir fertig waren, sah ich, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, ich stand da und sagte nur: „So ein trauriges Lied, Nani-Tante, so traurig“.

Nach dem Tag der Nachricht vom Einmarsch der Russen in Prag gab es nie wieder so ein Gespräch über die Deportation. Wir wohnten bereits im neuen Haus, als ich meine Großmutter auf das Thema Russland ansprach. „Die Leute wollen die schlimmen Ereignisse verdrängen“, sagte meine Oma, „auch haben sie Angst darüber zu sprechen. Sie mussten bei der Entlassung aus den Lagern versprechen, nicht über die Geschehnisse ihrer Zeit in Russland zu reden, anderenfalls würde man sie erneut deportieren. Wir Deutschen haben alle für diesen unglückseligen Krieg Hitlers gebüßt, am meisten aber die Russlandverschleppten“. Meine Oma mütterlicherseits kam aus Sanktanna, sie wohnte bei uns, denn mein Großvater kam zwar aus dem Krieg heim, starb aber bereits 1947 an den Folgen des Krieges. Wenn vom Krieg gesprochen wurde, hatte sie oft Tränen in den Augen. „Du willst wissen, was in Russland war? Ich kann dir nur erzählen, was sich in Sanktanna am Bahnhof abgespielt hat, damals im Januar 1945. Meine jüngste Schwester, die Sali musste auch nach Russland. Mit Listen sind sie im Dorf herumgegangen, haben die jungen, arbeitsfähigen deutschen Leute zusammengetrieben wie Verbrecher. Russen mit Gewehren und rumänische Soldaten, die ihnen helfen mussten. Dann haben sie sie in Viehwaggons gepfercht. Nani, der Sali ihr erstes Kind war noch keine zwei Jahre alt. Wir standen alle am Bahnhof, die Soldaten ließen uns nicht nahe heran an die Züge. Ich hielt die Nani im Arm. Sie schrie wie am Spieß, Mama, Mama... Und meine Schwester schrie, um den Lärm zu übertönen immer wieder: „Kathi, pass auf mein Kind auf! Pass auf mein Kind auf!“ Es war noch Krieg. Keiner wusste, ob man sich je wiedersieht.“ Oma wischte sich über die Augen, dann fasste sie sich, und sagte in dem energischen Ton, den ich von ihr kannte: „Du erzählst das niemandem in der Schule oder auf der Straße. Hast du verstanden?“ „Ja, ja, Oma“, sagte ich, „ich weiß das doch“.



Obwohl man über die Russlandverschleppung nicht sprechen durfte, drangen immer wieder Einzelheiten über jene schwierige Zeit durch, denn wenn sich zwei oder mehrere trafen, die im gleichen Lager waren, wurde irgendwann über Geschehnisse aus der Zeit der Deportation gesprochen. Und im Sommer, abends, wenn die Leute sich auf den Bänken vor dem Haus versammelten und Volkslieder sangen, wurden auch die Russlandlieder gesungen.

Erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs konnte endlich über die Tabuthemen Flucht, Vertreibung, Deportation gesprochen werden. Durch die Auswanderung der Deutschen aus Rumänien entstanden Heimatbücher, die Heimatortsgemeinschaften der Landsmannschaften brachten Heimathefte heraus, und überall gab es Berichte, Zeitzeugenaussagen, Erlebnisberichte zu lesen. Zahlreiche Bücher, Filme und Videoaufzeichnungen berichten über die Russlanddeportation. Weltweit bekannt wurde die Russlandverschleppung durch den Roman „*Atemschaukel*“ von *Herta MÜLLER*, die 2009 den Nobelpreis für Literatur erhalten hat.

Insgesamt wurden aus fünf Ländern in Südosteuropa (Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, Tschechoslowakei und Bulgarien) 130.000 Deutsche verschleppt. Aus Rumänien wurden 75.000 in die sowjetischen Arbeitslager deportiert. Angefangen hat es bereits am 2. und 3. Januar in Sathmar, danach am 10. Januar in Bukarest und Kronstadt und darauf folgend in ganz Siebenbürgen. Im Banat war der Stichtag der 14. Januar.

Am 31. Oktober 1944 hatte General Winogradow, der stellvertretende Vorsitzende der Alliierten Kontrollkommission, der rumänischen Regierung eine Schrift überreicht, die Rumänien aufforderte, Listen mit den arbeitsfähigen Volksdeutschen aufzustellen. Die Listen mit den Deutschen aus Rumänien wurden zwischen November und Dezember erstellt und erfassten die Männer von 17 – 45 Jahren und die Frauen zwischen 18 – 30 Jahren, Ausnahmen waren Schwangere und Mütter mit Kindern unter einem Jahr. Am 16. Dezember 1944 gab Stalin den Befehl zur Zwangsverschleppung der arbeitsfähigen deutschen Männer und Frauen. Am 19. Dezember 1944 teilte man Rumänien mit, es müsse Vorbereitungsmaßnahmen zur Deportation seiner Volksdeutschen treffen. Die Deportation verlief nach einem festgesetzten Plan, der von sowjetischer Seite vorgegeben war, aber auch die rumänischen Behörden zur Mitarbeit miteinschloss. Die Ortseingänge wurden von Militär und Polizei abgeriegelt, alle Kommunikationsmittel unterbrochen. Falls Eisenbahnverkehr vorhanden war, wurde auch dieser eingestellt und für die Deportation wurden Viehwaggons bereitgestellt. Die politische Gesinnung spielte überhaupt keine Rolle, auch Kommunisten, Antifaschisten oder Soldaten, die nur in der rumänischen Armee gedient hatten, wurden deportiert. Das einzige Kriterium war ein ethnisches. Die Betroffenen hatten

keine andere Schuld als Deutsche zu sein.

Das Buch „*Die Deportation in die ehemalige UdSSR der Deutschen aus Rumänien. Russische Archivargumente*“ von *Ilie SCHIPOR*², leider vorerst nur in rumänischer Sprache erhältlich, umfasst eine Studie des Bukarester Militärgeschichtlers, in der die Deportation mit Unterlagen aus den Archiven aus Moskau dokumentiert wird. Es gibt Listen mit in der Deportation Verstorbenen, es werden zum Beispiel im Buch 488 in der Sowjetunion auf sieben Friedhöfen neben Arbeitslagern begrabene Deportierte namentlich genannt. Im Anhang gibt es übersetzte Dokumente, wie auch einige Dokumente als Faksimile im Original. Ilie Schipor war von 2009 – 2019 Ministerialrat an der Botschaft Rumäniens in Moskau und hat in den wichtigsten Archiven in Moskau geforscht. Die Namenslisten mit den Deportierten deutscher Herkunft aus Rumänien sind in 40 Mappen / Dossiers zusammengefasst und werden im staatlichen russischen Militärarchiv aufbewahrt.

Demütigungen, Hunger, Kälte, Not und Tod Erlebnisberichte und Einzelschicksale

Es gibt nur noch wenige Zeitzeugen, die jüngsten Verschleppten von damals sind heute 96 Jahre alt. Ich bin sehr dankbar, dass ich die Gelegenheit hatte, mit einigen Verschleppten über ihre Erlebnisse zu sprechen. Die meisten Berichte bekam ich von meinen Landsleuten in den Jahren der Materialsammlung für das Heimatbuch Sentlein, das schließlich 2013 herausgebracht wurde. So erfuhr ich genau, wie sich die Verschleppung in unserem Ort zugetragen hat, und konnte aus den vielen Puzzlestückchen, die ich im Laufe der Jahre erfahren habe, einige Einzelschicksale verfolgen.

Erlebnisberichte erhielt ich von *Jakob JANSON*, den bereits erwähnten Maurermeister, der zusammen mit seinem Vater verschleppt wurde. *Peter JANSON* war das erste Todesopfer der Deportation aus den Reihen der Sentleiner. Das war eine bittere Erfahrung für den erst 17 Jahre alten Jakob.

Das Schicksal der Sentleiner in der Deportation³

Unsere Heimatgemeinde verließen wir unter militärischer Bewachung. Man brachte uns mit Lastkraftwagen in die Kaserne von Kleinsanktnikolaus, wo eine Sammelstelle der für die Deportation vorgesehenen Deutschen aus dem Kreis Arad eingerichtet worden war. [...] Die Viehwaggons standen schon im Neuarader Bahnhof für uns bereit. Es wurden je 50 Personen, Frauen und Männer in 10 Tonnen-Waggons gepfercht. Im Waggon waren 8 Bänke zum Sitzen, ein kleiner Blechofen ohne Holz, und in der Mitte des Waggons war ein 20x20 cm großes Loch, welches als Toilette dienen sollte. Nachdem alle im Zug waren, wurden



die Türen von außen abgeschlossen. [...] In Jassy (Iași) angekommen, wurden die Waggonen wieder geöffnet. Hier erschien ein russischer Offizier mit Namenslisten. Nachdem man aufgerufen wurde, musste man mit seinem Gepäck den rumänischen Waggon verlassen und in die bereitstehenden russischen Waggonen umsteigen. Der Umstieg vollzog sich unter strenger russischer Bewachung. Am Morgen des 1. Februar 1945 sind wir in Stalino angekommen. [...] Nach einigen Wochen, nachdem man aus dem Kohlenschacht, den die Deutschen gesprengt hatten, wieder Kohle fördern konnte, wurden unsere Landsleute zur Schachtarbeit eingeteilt. In kurzer Zeit waren fast alle Sentleiner im Schacht und oben, beim Leeren der Loren tätig. Anfangs wollte keine der Frauen in den Kohlenschacht, es wurden bittere Tränen bei der ersten Einfahrt in den Schacht vergossen, später wollten sie lieber unter Tage arbeiten, denn da war es warm und man bekam mehr Brot. [...] Das Essen war sehr schlecht, es gab immer das Gleiche: eine saure Suppe mit sauren Gurken oder Sauerkraut, ab und zu einige Körner. Es folgte dann Sauerkraut mit gesalzenem Fisch. Das Brot war eine klebrige Masse. [...] Ohne Fieber musste man so lange arbeiten, bis man tot umfiel. Die meisten unserer Landsleute starben bis 1947 an Hunger, Unterernährung, Kälte und an den unvorstellbaren Arbeitsbedingungen. Ab Dezember 1947 besserte sich unsere Situation. Das Geld wurde umgetauscht, die Lebensmittelkarten abgeschafft, und was für uns von Vorteil war, wir bekamen jeden Monat unseren Arbeitslohn. Von nun an konnten wir unseren Hunger stillen. Wenn wir mit dem Kantinenessen nicht zufrieden waren oder es zu wenig war, konnten wir uns im Basar Essen kaufen. [...] Am 1. Oktober 1949 kam der Tag, auf den wir so lange gewartet hatten. Wir mussten wie jeden Abend zum Appell antreten. Der Offizier sagte uns, dass wir ab morgen nicht mehr zur Arbeit müssen. Diesen Augenblick kann man nicht beschreiben. Wir waren glücklich und froh, zum ersten Mal nach 5 Jahren. [...] Die letzte Strecke unserer Heimreise, von Baia Mare über Satu Mare nach Arad, legten wir nicht mehr in Viehwaggonen zurück, sondern in Personenzügen. Das war ein herrliches Gefühl! Erst als wir den Kirchturm unserer Nachbargemeinde Baumgarten vom Zug aus erblickten, danach unsere Gemeinde, ist nach fünf Jahren Hunger, Kälte und harter Arbeit, das für uns Unglaubliche wahr geworden. Jetzt waren wir daheim. Bei der Ankunft in Arad war die Überraschung groß, denn unsere Lieben erwarteten uns am Bahnhof. Hier kamen die ersten Freudentränen. Wir alle, die dieses Schicksal erlitten haben, hoffen, dass sich dieses schreckliche Unheil nie wiederholt. (Auszüge aus dem Erlebnisbericht von Jakob Janson)

Von den 103 Personen, die aus Sentlein nach Russland deportiert wurden, verstarben 11 in der Deportation. Der folgende Bericht wurde ebenfalls von Jakob Janson verfasst.

Ein tragisches Schicksal in Stalino⁴

Nach unserer Ankunft und nochmaliger Entlassung in Stalino wurden wir alle zu einer Arbeit eingeteilt. Grof Vetter Franz, der einer der ältesten von unseren Sentleibern war, hatte das Glück, als Nachtwächter und Wärter bei den Pferden eingeteilt zu werden. Als Landwirt war das für ihn eine ideale Beschäftigung, dazu bot sich für ihn dadurch eine gute Überlebenschance. Hier hatte er die Möglichkeit, die elende Kost, die aus Krautbrühe, Gurkenbrühe, Hirse und anderen kalorienarmen Speisen bestand, vom Futter der Pferde zu ergänzen. Aber wie das Schicksal so will, es kam anders.

Vetter Grof bekam von seinem Sohn, dem Franz, als dieser im Sommer 1944 auf Urlaub von der deutschen Armee zu Hause war, als Geschenk eine Taschenuhr, die er dann auch nach Russland mitnahm. Nach der Urlaubszeit musste sein Sohn zurück an die Ostfront, nach zwei Monaten kam die traurige Nachricht, dass der Sohn im Kampf für Führer, Volk und Vaterland bei Königsberg gefallen ist. Nach dieser Nachricht war die Uhr für Vetter Grof ein Geschenk für die Ewigkeit.

In Russland war es zur damaligen Zeit etwas Besonderes, wenn man eine Uhr besaß. Wir haben es ja erlebt beim Einmarsch der Sowjetarmee in unser Dorf, als fast alle Russen ihr „*Dawai ceas!*“ sagten, und Uhren wollten. [...]

Während er seiner Arbeit nachging, schaute Vetter Grof öfter auf die Uhr. Das wurde von einigen Russen beobachtet. Eines Tages kamen unbekannte Russen auf ihn zu und forderten ihn auf, die Uhr zu verkaufen. Da diese Uhr aber für ihn das Wertvollste, das Geschenk seines Sohnes war, weigerte sich Vetter Grof, sie zu verkaufen. Einige Tage später geschah etwas Grauens. Vetter Grof wurde am Morgen in seinem Stall erschlagen, halb tot aufgefunden. Der Rettungsdienst brachte ihn mit zertrümmertem Kopf ins Krankenhaus, jede Hilfe kam zu spät. Er war noch zwei Tage am Leben, das Bewusstsein hat er nicht mehr erlangt. Von der Uhr und den Tätern fehlte jede Spur. Ob man versuchte, die Täter zu ermitteln, bleibt dahingestellt, denn bei den russischen Behörden war ein deutscher Zwangsarbeiter sowieso nur eine Nummer.

Am nächsten Morgen wurde Vetter Grof in ein weißes Leinentuch eingehüllt auf dem von den Russen für die deutschen Zwangsarbeiter vorgesehenen Friedhof beerdigt. Auf dem Grab war kein einziges Kennzeichen, dass hier ein Mensch begraben liegt, nur ein kleiner Erdhügel blieb zurück, der wahrscheinlich heute vom russischen Steppenwind verweht ist.

Das Bild der ehemaligen Russlanddeportierten, die sich spontan an unserem Tisch vor der Baustelle unseres neuen Hauses zu einem Chor zusammengefunden hat-



ten, bleibt mir immer gegenwärtig wie ein Gemälde, das ich mit großer Ehrfurcht ins Gedächtnis rufe.

Familie Mayer wohnte im Haus neben der Familie Janson. Anna Mayer, geborene Kühn, wurde auch zusammen mit ihrem Vater, Jakob Kühn deportiert. Er gehörte zu den ältesten, sie war 18 Jahre alt. In Stalino teilten die Russen die Leute willkürlich auf Lager auf, ohne Rücksicht auf Verwandtschaften und Zugehörigkeit. Anna wurde so von den anderen Sentleibern getrennt, sie allein kam in ein anderes Lager. Dort hätte sie in einer Kolchose arbeiten können, aber sie litt so sehr unter dem Alleinsein in der Fremde, dass sie eines Tages fortlief, obwohl sie wusste, was auf Flucht stand. Sie flüchtete aber nur in das nächste Lager, wo sie ihre Landsleute wusste. Es war nur den Russischkenntnissen des Vaters, die er im Ersten Weltkrieg erworben hatte, zu verdanken, dass sie nicht in ein Straflager kam und bleiben durfte. Doch der Vater wurde krank und gelangte 1947 mit einem Krankentransport nach Deutschland, Wiesau in Bayern. Wie viele Rumäniendeutsche versuchte auch er nach Hause, ins Banat zu kommen. Er kam nach Österreich, nach Gänserndorf bei Wien. Hier erfuhr er, dass man Heimkehrer an der rumänischen Grenze nicht durchlässt. Nach einem missglückten Fluchtversuch beschloss er, als es schließlich 1956 möglich wurde, nicht mehr nach Rumänien zu kommen. Seine Frau war bereits 1947 verstorben, die Kinder erwachsen. Sie besuchten ihn mit den Enkeln in den 1960er Jahren. Familie Mayer wanderte bereits 1972 nach Österreich, später nach Deutschland aus. Anna Mayer verstarb 2013 im Alter von 86 Jahren in Nürnberg.

Im nächsten Haus wohnte Familie Keller. Auf der Liste der Russen war auch Therese Keller. Ihr Ehemann Sebastian war erst an Weihnachten von der Westfront aus der rumänischen Armee entlassen worden. Sie hatten eine kleine Tochter von etwa sieben Jahren. Sebastian Keller bat die Russen, sie mögen doch seine Frau daheim lassen bei dem Kind, er geht an ihrer Stelle mit. Er bekam eine zynische Antwort. Sie nehmen ihn mit, aber die Frau steht nun mal auf der Liste und muss auch mit. So kam es, dass beide Eltern verschleppt wurden, und das kleine Mädchen bei der alten Oma blieb. 1948 gelangte Therese Keller als Schwangere mit einem Krankentransport nach Wiesau, wo Sohn Manfred zur Welt kam. Welche Überraschung, als sie hier ihren Nachbarn, den Kühn Vetter Jakob traf. Er half ihr und einer weiteren Banaterin mit Kind, wo er nur konnte, und begleitete die beiden Frauen auch auf dem Weg nach Österreich. Zusammen wollten sie bei Nacht und Nebel über die rumänische Grenze flüchten, aber Jakob Kühn stürzte und konnte nicht mehr weiter. Therese Keller kam erst 1955 mit ihrem Sohn nach Hause. Sebastian Keller kehrte 1949 mit den anderen Landsleuten aus Russland heim ins Banat. Familie Keller lebte nach der Auswanderung in den 1980er Jahren in Frankental.

Nani-Tante (Anna Six) war krank aus Russland zurückgekommen. Was ihr alles dort widerfahren ist, konnte ich nie ermitteln. Sie lebte allein und sehr zurückgezogen. Als alle ihre Verwandten schließlich Rumänien verließen und auswanderten, weigerte sie sich mitzugehen. Sie wollte keinen Neuanfang mehr. Sie hatte sich mit einer rumänischen Familie befreundet, die sie bis zu ihrem Tod betreute, und fand ihre letzte Ruhestätte im Sentleiner Friedhof.

Später, ich war bereits Deutschlehrerin in Lugosch, lernte ich Frau *Mathilda JICA*, geborene *EHLINGER*, die Mutter einer Kollegin kennen. Irgendwann fiel das Stichwort Russlanddeportation. Auch Frau Jica war sehr zurückhaltend, sie erzählte nur, dass sie in der Kohlengrube arbeitete, und dass sie einen schlimmen Unfall hatte, ihr Fuß geriet einmal zwischen zwei Loren. Dann sagte sie einen Satz, der ähnlich klang, wie der von Nani-Tante, nämlich, dass es sehr böse, aber auch gute Menschen in Russland gab. Ich habe mich sehr gefreut, sie nach vielen Jahren in einem 2015 aufgenommenen Video mit einem Erlebnisbericht wiederzusehen, in welchem sie ihre Deportation schildert, die lange Fahrt im Viehwaggon, Kälte, Hunger, die schwere Arbeit in der Kohlengrube. Sie erzählt von den drei Lagern, die sie durchlaufen hat, Kapitalnia, Tschistjakowa und Romanka. „Für mich, abgesehen von der Arbeit war das Schlimmste die Demütigung“, sagt Mathilda Jica. Am Anfang wurden die Zwangsarbeiter von der einheimischen Bevölkerung bespuckt und als Faschisten beschimpft. Weil man der russischen Sprache nicht mächtig war, konnte man sich nicht rechtfertigen. Mathilda Jica verlangte von einem Pfarrer in der Kirche des Ortes das russische Alphabet, eine Bekannte hatte ein Wörterbuch und Stifte. Schreiben war strikt verboten. Sie wurden verraten und bestraft. Tschistjakowa war ein Straflager. In einem weiteren Bericht, veröffentlicht im Buch *„Der weite Weg ins Ungewisse. Die Deportation der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion“*⁴⁵, schildert Mathilda Jica, wie eine Gruppe von 16 Zwangsarbeitern auf dem Weg zur Kohlengrube eingeschneit wurde:



**Sentleiner Russlanddeportierte
aus dem Lager Stalino**

Fotoarchiv: Eva FILIP



„Es war März, ich hatte Nachtschicht. Man brachte uns in die Mine. Auf dem Weg dahin brach plötzlich ein sehr großer Sturm aus und die Wachleute sind ins Lager gelaufen, um Hilfe zu holen. Sie haben uns im Schnee alleine gelassen. Wir haben uns wie eine Kette aneinander gehalten. Von 16 Personen sind drei gestorben, jene, die sich nicht an den Händen gehalten haben. Der Schnee hat sie begraben. Die Wache, die uns zur Mine hätte bringen müssen, ging zurück ins Lager, um Hilfe zu holen und ist mit circa acht Personen zurückgekehrt. Aber die drei waren bereits erfroren. Wir haben gebetet. Solange wir sprechen konnten, haben wir gesagt: Betet und haltet euch an den Händen fest, lasst nicht los“.

Im Video von 2015 berichtet Mathilda Jica ein Ereignis von Weihnachten 1947, das ihr besonders im Gedächtnis geblieben ist. Sie erzählt auch noch nach so vielen Jahren mit zitternder Stimme. Sie war krank, schon sehr schwach und bereits auf einem LKW für einen Krankentransport. Ein NKWD Offizier kam mit einer anderen Deportierten heran, zeigte auf sie, und sie musste ihren Platz der anderen Frau überlassen. Warum das geschah, hat sie nie erfahren. Sehr berührend ist auch ihre unter Tränen geschilderte Ankunft in Sighet, auf rumänischem Boden:

„Es war ein Nachmittag im Oktober. Es war Sonnenuntergang. Links war ein Tal... ein wunderschöner Kirchturm. Die Glocken haben geläutet, und ich hab die Erde geküsst... Als ich zuhause war, ich war sehr froh und glücklich, aber es war nicht mehr mein Land. Es war ein fremdes Land“.

Adam Zirk, 1925 in Nitzkydorf geboren, später Lehrer in Busiasch, in der Nähe der Stadt Lugosch, hat ein ganz schweres Schicksal in der Deportation ereilt. Er war ursprünglich in den Donbass, in das Lager Kapitalnia verschleppt worden. Die Holzschuhe mit Tuch, die man den Zwangsarbeitern gab, waren bald zerrissen, die Gefahr der erfrorenen Füße groß. Eines Tages fand Adam ZIRK im Schacht aufgerollte Gummischläuche, die anscheinend als Reste ungebraucht herumlagen, und kam auf die Idee, sich daraus Schuhe zu basteln. Das flog auf und er wurde, um ein Exempel zu statuieren, in einem Scheinprozess verurteilt und in ein Straflager nach Sibirien geschickt, von wo er erst im März 1951 in seinen Heimatort Busiasch zurückkehrte. Adam Zirk, der ein Buch mit dem Titel *„Eine Jugend im Gulag. Von der Deportation in die Strafgefangenschaft“*⁶ geschrieben hat, war nach seiner Übersiedlung 1983 nach Biberach an der Riss viele Jahre ehrenamtlich in den donauschwäbischen Landsmannschaften und im Bund der Vertriebenen tätig. Er hat auch viele Artikel in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, im dauernden Bestreben die Erinnerung zu bewahren im Sinne der Bekanntmachung von Unrecht, das sich nicht wiederholen soll. Im Vorwort des Buches schreibt Zirk:

„Das Erzählbedürfnis lag mir in all den Jahren auf der Seele [...] Meine Erinnerungen sind mir im Gedächtnis so tief verankert, als hätte ich sie erst unlängst erlebt.“

Zirk war sich bewußt, dass man nur durch Nacherzählen des Geschehenen etwas bewirken kann. In einem Bericht in der Banater Post⁷ vom Januar 2015 schreibt er:

„Erinnerungen gehören auch in die Köpfe und Denkweise der jüngeren Generation, denn sie hat das Recht zu erfahren, was ihre Vorfahren erleiden mussten, bloß weil sie Deutsche waren und Rechnungen begleichen mussten, die nicht auf ihr Konto gehen“.

Was allen Erlebnisberichten, die ich lesen konnte gemeinsam ist, kein einziger der Verschleppten sinnt auf Rache, jede und jeder, auch jene mit denen ich sprechen konnte wünschten sich Versöhnung und dass solche Barbareien wie Krieg, Vertreibung und Verschleppung nie wieder geschehen. Im gleichen Artikel schreibt Zirk:

„Rückblickend verspüre ich persönlich weder Hass noch Rache, auch wenn es bitter war“.

Adam Zirk ist am 23. Februar 2023 in Biberach verstorben. Er wurde 98 Jahre alt.

Der Herr ist allen nahe, die verzweifelt sind
aus Psalm 34.19

„Ohne den festen Glauben an Gott und ohne Gebete hätten wir nicht überlebt“, sagte mir Anna Mayer in einem Gespräch. Diese Aussage wiederholt sich in vielen Varianten in fast allen Erlebnisberichten.

So sagt Mathilda Jica im aufgezeichneten Video von 2015:

„In meinem Herzen habe ich immer trotzdem gehofft. Ich bin sehr gläubig, hab viel gebetet und das hat mich gerettet in sehr schweren Stunden. Das gibt einem Kraft, wenn du an etwas glaubst, so intensiv“.

In dem bereits erwähnten Artikel von 2015 schreibt Adam Zirk:

„Möglicherweise war es einerseits das Schicksal, das mir in höchster Not einige Male die rettende Hand reichte, andererseits habe ich mich meinem täglichen Gebet ergeben“.

Im Buch *„Der weite Weg ins Ungewisse. Die Deportation der Deutschen aus Rumänien“*⁸, schreibt Ignatz Bernhard Fischer, der Vorsitzende des Vereins der ehemaligen Russlanddeportierten in seinem Erlebnisbericht, wie er es schaffte, an Ostern einen Gottesdienst im Lager zu organisieren.

„Ich weiß nicht wie, aber der höchste russische Wach-



kommandant hat mich gehört. Er hat mich zu sich gerufen. Eine Frau hat übersetzt. Nachdem ich mein Anliegen vorgetragen hatte, sagte er: *„Macht euren Gottesdienst, aber betet dafür, dass wir den Krieg gewinnen.“* *„Wir werden für einen gerechten Frieden beten!“* habe ich entgegnet. *„Harascho!“* hat er dazu gemeint ...

Wenn es dir gelungen ist, dort zu überleben, habe ich mir gesagt, dann kannst du alles machen. Und der Glaube an Gott gibt dir seelische Kraft. Abends las ich je 10-15 Minuten aus dem neuen Testament. In circa zwei Monaten hatte ich es ausgelesen. In fünf Jahren habe ich es circa 30-mal gelesen. Das hat mir das Leben aus vielen Gesichtspunkten leichter gemacht...

Damit solches Elend nicht noch einmal passiert, müssen die Menschen in erster Linie an Gott glauben. Wenn der Mensch diesen Glauben nicht hat, erschafft er sich andere Götter – Geld, Macht...

Und diese Götter stufen ihn herab. Und wenn alle herabgestuft sind, kommt die Diktatur. Aber die Gerechtigkeit, die Würde und die Freiheit müssen die Grundlage des Lebens sein...

Es gibt Dinge, die von dir abhängen und es gibt Dinge, die dir passieren, weil du von anderen abhängig bist. Aber das Schicksal des Menschen liegt in Gottes Hand“.

Gedenkfeiern und Denkmäler

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wurde sowohl in Rumänien als auch in Deutschland, wohin die Deutschen aus Rumänien bereits zu Tausenden ausgewandert waren, viel Aufarbeitung der Gräueltaten der kommunistischen Diktatur geleistet. Bereits am 23. Februar 1990 wurde in Temeswar der Verein der ehemaligen Russlanddeportierten gegründet, dessen Vorsitzender seit Juni 1990 *Ignatz Bernhard FISCHER* ist. Der Verein zusammen mit dem Demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien haben sich für die moralische und finanzielle Entschädigung der ehemaligen Deportierten sowie auch deren Kinder eingesetzt. Ignatz Bernhard Fischer konnte ich 2023 bei der feierlichen Eröffnung der Heimattage der Banater Schwaben in der Temeswarer Oper, obwohl sehr betagt, als einen energischen Redner erleben, der den jüngeren Generationen mit auf den Weg gegeben hat, nie aufzugeben im Kampf für Freiheit und zur Heimat zu stehen.

1995 hatten die Landsmannschaften der Banater Schwaben und der Siebenbürger Sachsen zusammen mit weiteren Landsmannschaften aus Südosteuropa zum ersten Mal eine große öffentliche Gedenkveranstaltung in München organisiert, zu der Tausende ehemalige Deportierte und viele Angehörige gekommen

waren. Es gab einen Festvortrag, eine Podiumsdiskussion im Alten Rathaus, einen Ökumenischen Gottesdienst im Liebfrauentempel, einen Lichterzug, Kranzniederlegung am Denkmal im Hofgarten und eine dokumentarische und künstlerische Ausstellung, die von mehr als 10.000 Besuchern gesehen wurde. Jedes Jahr im Januar finden in vielen Ortschaften in Rumänien und Deutschland Gedenkfeiern für die ehemaligen Russlanddeportierten statt, Denkmäler wurden errichtet. In Temeswar, vor dem Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus steht ein Denkmal für die Opfer der Deportation, das am 8. März 2015 feierlich enthüllt wurde.



**Denkmal für die
Russland-
deportierten in
Temeswar**

Fotoarchiv: Eva FILIP

Bereits in der Deportation entstanden Lieder, Gedichte und später, nach der Heimkehr wurden sie zu Papier gebracht, auch entstanden viele Zeichnungen aus dem Gedächtnis. Beim Betrachten vieler Skizzen, Zeichnungen und Gemälden zur Russlandverschleppung musste ich an Goethes Verse denken, die zwar in einem ganz anderen Kontext geschrieben wurden, aber der Kunst das Privileg zusagen, auch dort noch sprechen zu können, wo der Mensch in seiner Qual verstummt. Ich hatte plötzlich das Bild von Nani-Tante vor mir, die nichts erzählen konnte, aber jeden Vers des Stalino-Liedes rezitierte. Nach und nach wurden Texte und Bilder von Betroffenen publiziert, Künstler wie Stefan Jäger, Franz Ferch, Juliane Rausch, Julius und Viktor Stürmer haben die Russlanddeportation in Bildern festgehalten. Der Banater Künstler *Walter Andreas KIRCHNER*, Bildhauer, Grafiker und Maler hat zum Thema Flucht, Vertreibung und Deportation Monumentalwerke geschaffen.

Die Mutter flüchtete 1943 mit ihren zwei kleinen Kindern nach Österreich, wo sich ihr Mann befand. Drei Tage nach der Rückkehr ins Banat im Sommer 1945 wurden die Eltern verhaftet. Die Kinder blieben allein



zurück. Kirchner war damals 5 Jahre alt. Er hat das Trauma in die Gesichter seiner Figuren geschnitzt, gemeißelt und gemalt.



Walter Andreas KIRCHNER
„Nischbach und die schlimmen Jahre“,
Holzrelief im Ingolstädter NISCHBACHHAUS

Fotoarchiv: Eva FILIP

Im Seniorenzentrum der Banater Schwaben in Ingolstadt, im Nischbachhaus befindet sich das 1999 fertiggestellte mehrteilige Holzrelief „Nischbach und die schlimmen Jahre“. Der Domherr in Temeswar, Prälat Josef Nischbach hat zusammen mit Bischof Augustin Pacha und der Priorin Hildegardis Wulff noch 1945 das Kinderhilfswerk und das Heimkehrerhilfswerk ins Leben gerufen. Beeindruckend und an Dramatik kaum zu überbieten ist das Relief „*Deportation*“ in dem ein kleines Kind verzweifelt die Eltern festhalten will, aber es bleibt nackt und schutzlos zurück. Nach Aussage des Künstlers hat er damit das Schicksal des Nachbarjungen und späteren Spielkameraden ins Holz geschnitzt. Das zweite Relief trägt den Titel „*Einschulung*“. Damit dies in schweren Zeiten geschehen konnte, setzte sich Prälat Josef Nischbach ein. Im zentralen Relief sieht man ihn umringt von seinen Schülern. Er hält in einer Hand das Gebetbuch, in der anderen ein Brot. Die Verehrung, die ihm bis heute von den Banater Schwaben zuteil wird, sagt aus, was diese Hilfe und Fürsorge in jenen Zeiten den Menschen bedeutete. Die nächste Holztafel, die den Titel „*Almosen*“ trägt, spricht Klartext über die Zustände jener Zeit. Im Holzrelief „*Glaubensgemeinschaft*“, das die Daheimgebliebenen darstellt, kann man die Trauer in den Gesichtern sehen, aber auch die Kraft, die ihnen der Glaube gibt.

Ein drittes Monumentalwerk mit dem Titel „*Schicksalswege*“ steht seit 2016 auf dem Kommunalfriedhof in

Salzburg. Es ist ein vierteiliges Denkmal aus weißem Marmor und Granit. In der Mitte ist eine Säule, die sich nach oben verzweigt in den Weg der Vertriebenen und jenen der Deportierten. Im unteren Bereich sind die weinenden Zurückbleibenden dargestellt. Das Sockelrelief widergibt eine Mutter, die ihre Kinder schützend an sich drückt. Die Marmortafel rechts enthält eine Widmung für alle Donauschwaben, die durch Krieg, Flucht, Vertreibung und Deportation umgekommen sind. Links erhebt sich eine Flammensäule, Zeichen von Verwüstung und Licht der Hoffnung zugleich. Im Vordergrund liegt ein Sterbender ohne kennzeichnende Kleidung einer Zugehörigkeit, einfach nur ein Mensch, der die Hand mit letzter Kraft zum Himmel emporhebt, Symbol für das universale menschliche Leid und die Hoffnung auf Erlösung durch Gott.

Und wieder ist Krieg in der Welt. Man möchte den Verantwortlichen für das sinnlose Sterben zurufen, die Menschheit möge endlich aus der Geschichte lernen. „*Historia magistra vitae*.“⁹

¹ Hannah Arendt, Lessingpreisrede am 28. Sept. 1959. Essay von Ingeborg Nordmann. Reihe „Reden“, Bd.27. Hamburg 1999.

² Ilie Schipor: Deportarea în fosta URSS a etnicilor germani din România, Argumente arhivistice ruse, Honterus Verlag, Sibiu/Hermannstadt 2019.

³ Eva Filip-Six: Heimatbuch Sentlein, Anzing, 2013, S. 60.

⁴ Ebd. S. 64.

⁵ Lavinia Betea, Cristina Diac, Florin-Răzvan Mihai, Ilarion Țiu: Lungul drum spre nicăieri. Germanii din România deportați în URSS, Editura Cetatea de Scaun, Târgoviște, 2012.

Übersetzung ins Deutsche durch Mitglieder der HOG Billed: Der weite Weg ins Ungewisse. Die Deportation der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion. Hrsg. Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., München 2015. S. 121.

⁶ Adam Zirk: Eine Jugend im Gulag. Von der Deportation in die Strafgefängenschaft. Erlebnisbericht. Hrsg. Gerd Meissner, neoboks, Neopubli GmbH, Berlin 2022.

⁷ Adam Zirk: „70 Jahre danach. Versöhnung durch Erinnerung“, Banater Post, Januar 2015.

⁸ Lavinia Betea, Cristina Diac, Florin-Răzvan Mihai, Ilarion Țiu: Lungul drum spre nicăieri. Germanii din România deportați în URSS, Editura Cetatea de Scaun, Târgoviște, 2012.

Übersetzung ins Deutsche durch Mitglieder der HOG Billed: Der weite Weg ins Ungewisse. Die Deportation der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion. Hrsg. Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., München 2015, S. 61-62.

⁹ „Historia magistra vitae / Die Geschichte, die Lehrerin des Lebens.“ Aus Cicero, de oratore 2,36.



VERGESSENE SCHICKSALE - BĂRĂGAN 1951–1956

Ein Archiv der Erinnerung an die Deportation

von Yves-Pierre DETEMPLE

IM KONTEXT DES POLITISCHEN und gesellschaftlichen Umbruchs nach dem Zweiten Weltkrieg war die rumänische Landwirtschaft eines der zentralen Schlachtfelder ideologischer Auseinandersetzungen. Das 1945 etablierte volksdemokratische Regime betrachtete die Zerschlagung des sogenannten Großbauerntums – der wohlhabenden Landbesitzer, die unter der Bezeichnung »chiaburi« pauschal stigmatisiert wurden – als unerlässliche Etappe beim Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung.

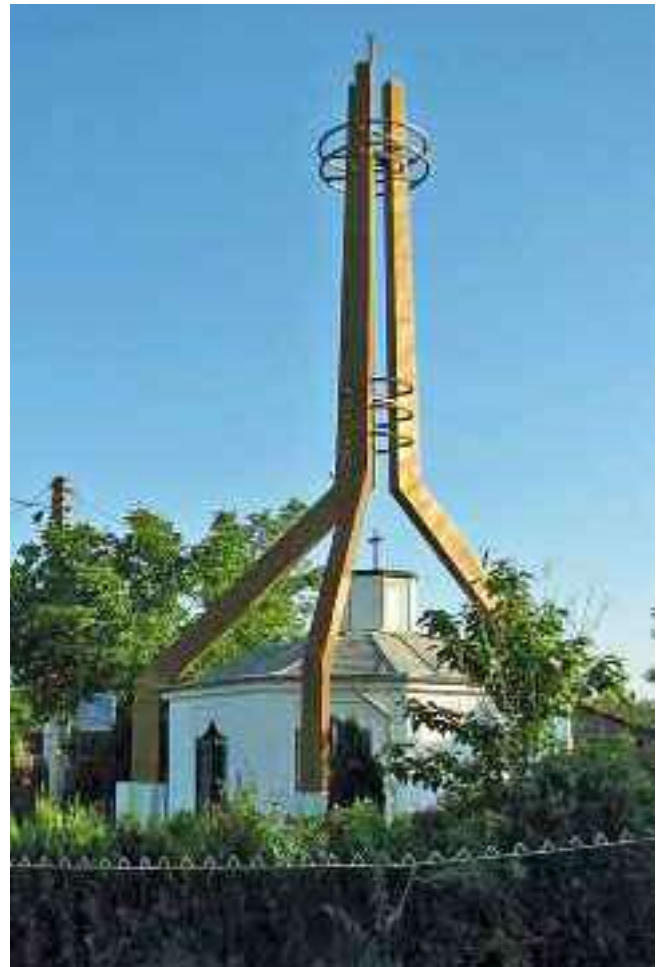
Unter direkter Einflussnahme sowjetischer Berater beschloss die rumänische Führung im März 1949 die umfassende Kollektivierung der Landwirtschaft. Das Ziel: die Beseitigung kapitalistischer Eigentumsstrukturen. Wohlhabende Bauern wurden daraufhin nicht nur enteignet, sondern auch politisch verfolgt und kriminalisiert – häufig unter dem Vorwurf der Sabotage oder konterrevolutionärer Umtriebe.

Zur gleichen Zeit spitzte sich der Konflikt zwischen der Sowjetunion und dem inzwischen eigenständigen Jugoslawien unter Tito zu. Rumänien stellte sich uneingeschränkt auf die Seite Stalins und übernahm die propagandistische Rhetorik im »Kampf gegen den Titoismus«. Eine besondere Brisanz hatte diese Entwicklung in der westlichen Grenzregion Banat, wo mehrere politische Risikofaktoren zusammenkamen: eine besonders vermögende bäuerliche Schicht, eine serbische Minderheit und die unmittelbare Nähe zur jugoslawischen Grenze. Diese Konstellation machte das Gebiet in den Augen des Regimes zu einem sicherheitspolitischen Risiko.

Im November 1950 legte der rumänische Geheimdienst Securitate einen umfassenden »Plan zur Evakuierung gefährlicher Elemente« aus einem 25 Kilometer breiten Grenzstreifen vor. Nur wenige Monate später, im Juni 1951, begann die Umsetzung: 12.791 Familien mit 40.320 Personen wurden aus 297 Ortschaften aus den Kreisen Timiș, Caraș-Severin und Mehedinți zwangsweise in die unwirtliche Bărăgan-Steppe im Südosten des Landes umgesiedelt.

Die Zusammensetzung der Deportierten war heterogen (9.413 Personen waren Rumäniendeutsche), entsprach jedoch klar definierten politischen Kriterien. Neben Großbauern und Wirten (19.034 Personen) waren u. a. auch Bessarabier (8.477), Mazedo-Rumänen (3.557), ehemalige Angehörige der Waffen-SS (2.344) und so-

genannte Titoisten (1.054) betroffen. Statistisch gesehen galten rund 47 % der Deportierten als »chiaburi«, etwa 30 % waren Flüchtlinge aus ehemals rumänischen Gebieten wie Bessarabien, deren Loyalität gegenüber dem Regime angezweifelt wurde.



Gedenkstätte zur Erinnerung an die Deportation, in Fundata. Foto: Rainer Remsing

Im Bărăgan erhielt jede Familie 2.500 Quadratmeter Land zugeteilt, das sie urbar machen sollten. Unter prekären Bedingungen entstanden 18 neue Dörfer, verteilt auf die Kreise Brăila, Călărași, Galați und Ialomița. Es fehlte an Infrastruktur, Baumaterial und medizinischer Versorgung, dennoch gelang es den Deportierten, einfache Siedlungen aufzubauen.

Zwischen Juli 1955 und Februar 1956 wurde der Zwangsaufenthalt schrittweise aufgehoben. Die meisten



Familien kehrten daraufhin in ihre Herkunftsdörfer zurück, wo sie formal wieder in ihre alten Rechte eingesetzt wurden. Doch die Realität war ernüchternd: Ihr ehemaliger Landbesitz war inzwischen in die Kollektivwirtschaften integriert worden, was eine Wiederaufnahme der früheren Lebensweise unmöglich machte. Besonders hart traf es die etwa 12.000 Flüchtlinge aus Bessarabien, der Nordbukowina und der Süddobrußa, denen die Rückkehr ins Banat größtenteils verwehrt blieb.

Zurück blieben nicht nur die Häuser und Felder der Deportierten, sondern auch ihre Toten. Schätzungen gehen von über 1.700 Verstorbenen aus – darunter 629 Rumäniendeutsche. In die verlassenen Häuser wurden später Studenten einquartiert, die wegen ihrer Teilnahme an der Temeswarer Studentenrevolte von 1956 zu Haftstrafen und anschließendem Zwangsaufenthalt im Bărăgan – vor allem in Lăteşti – verurteilt worden waren.

Mit der Zeit verfielen die meisten dieser Siedlungen. Friedhöfe wurden eingeebnet, Gemüse- und Getreidfelder darüber angelegt, die Spuren der Deportation getilgt. Von den einst 18 Dörfern existieren heute nur noch Dâlga und Fundata – stille Mahnmale eines dunklen Kapitels der rumänischen Nachkriegsgeschichte, das lange Zeit im Schatten der offiziellen Geschichtsschreibung verborgen blieb.

EIN ARCHIV DER NAMEN UND SCHICKSALE

Das Buch »Banater in Südostrumänien 1951-1956. Sterbefälle im Bărăgan« dokumentiert über 1.000 Sterbefälle von Deportierten aus 122 Ortschaften des Banats – unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Die Publikation leistet damit nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung von Deportationen, sondern ist auch für die genealogische Forschung von erheblichem Wert.

Erstmals konnten dabei Daten aus den Standesamtsregistern der Kreise Călăraşi, Ialomiţa, Brăila und Galaţi herangezogen werden. Diese wurden von Mitarbeitern des Internationalen Zentrums für Kommunismus-Studien in Bukarest systematisch ausgewertet. Die Namen wurden in der Originalschreibweise übernommen – ein bewusster Verzicht auf Anpassung, der der historischen Authentizität dient.

Der Band beginnt mit einer Einleitung, die die Bărăgan-Deportation historisch einordnet. Es folgt der Hauptteil: eine alphabetisch nach Geburtsorten gegliederte Auflistung der Verstorbenen mit Angaben zu Name, Alter, Sterbedatum und -ort. Bei verheirateten Frauen wurde, sofern im Ausgangsmaterial vorhanden, auch der Geburtsname vermerkt.

Besonders hervorzuheben ist der genealogische Nutzen der Publikation: Jeder Eintrag enthält nicht nur einen Quellenverweis, sondern auch den Hinweis auf das entsprechende Ortsfamilienbuch inklusive Familiennummer. So lässt sich jede Person im familiären Kontext rekonstruieren. Grundlage war die Auswertung von über 50 Familien- und Heimatbüchern – ein methodischer Aufwand, der sich sichtbar auszahlt.



Erfasst wurden alle im Bărăgan Verstorbenen, die im heutigen Kreis Timiş geboren wurden, ergänzt um ausgewählte Orte aus Arad und Caraş-Severin sowie aus dem serbischen und ungarischen Banat. Damit liegt ein nahezu vollständiges Verzeichnis der banatdeutschen Toten der Deportation vor.

Doch der Wert des Buches erschöpft sich nicht in der Datenfülle. Es ist ein stilles Mahnmal in gedruckter Form – ein Beitrag zur Erinnerungskultur, ein Akt historischer Gerechtigkeit. In einer Zeit, in der Zeitzeugen und familiäre Erinnerungen schwinden, bewahrt diese Dokumentation Namen, Schicksale und Identität – und gibt den Vergessenen ihre Stimme zurück.

Uwe Detemple: Banater in Südostrumänien 1951-1956. Sterbefälle im Bărăgan. Schriftenreihe zur donauschwäbischen Herkunftsforschung Bd. 173. Hrsg. vom Arbeitskreis donauschwäbischer Familienforscher e.V. (AKdFF), Norderstedt 2012. 92 S., Paperback. Bezug: detemple@decadi21.net, Tel. +49 176 72759136. 12,00 € [DE], 12,40 € [AT], zzgl. Versandkosten.



SOZIAL- UND SYTEMKRITIK IN BERWANGER-TEXTEN

von Hans DAMA

Dass Sozial- und Systemkritik im Kommunismus zumindest offen undenkbar bzw. unmöglich waren, wusste jeder, der in dieser Gesellschaftsordnung sein Dasein zu fristen gezwungen war. Vereinzelte kritische Ansätze in der Literatur wurden entweder im Keim erstickt oder fielen der Zensur zum Opfer.

Und doch sickerten singuläre Publikationen mit kritischem Inhalt, wie z. B. von Ana BLANDIANA (Blandiana 1984: 10) oder mündliche Anspielungen von Peter RIESZ durch, auf die z. T. Horst FASSEL eingegangen ist. (Fassel 1986: 36-38)

Im Programm „Bunter Abend“ des Deutschen Staatstheaters Temeswar hat sich der Conférencier Peter RIESZ in den 70er Jahren die böse Anspielung an die „Kollektivwirtschaft“ im kommunistischen Rumänien dahingehend geleistet, dass er diese in die Steigerung des Eigenschaftsworters tief wie folgt einbezogen hat: *tief, tiefer, am tiefsten – Kollektiv...*

Im damaligen kommunistischen Rumänien konnten solche Aussagen naturgemäß nicht schriftlich festgehalten bzw. belegt werden.

Seinen Banater Landsleuten ist es hoch anzurechnen, dass Peter RIESZ nicht angezeigt wurde.

Einige wenige Autoren griffen zu schwer kontrollierbaren Ausdrucksmöglichkeiten, wie z. B. zu Mundarttexten, in denen man verdeckte Kritik sehr wohl – doch offensichtlich zum Spaß – äußern konnte, die Absicht jedoch tiefgreifender lag als bei oberflächlicher Lektüre erkennbar war.

Bei der Zensur wurden Textpassagen entweder verkannt, weil nicht verstanden, oder der Zensor ließ diese Stellen durchrutschen – sicher, ein gewagtes Spiel. Dass solche Texte den Druck selten erleben konnten, ist dem Umstand zu verdanken, dass Mundartautoren mit kritischen Äußerungen in der Banater Mundartenliteratur in der kommunistischen Ära so gut wie nicht vorhanden waren.

Als Ausnahme sei hier der Fall Nikolaus BERWANGER zu nennen, der kraft seiner politischen und kulturellen Funktionen das wagte, wovon andere Autoren nicht einmal zu träumen gedachten. Vielleicht dürften letztlich auch diese Kritik mit ein Grund für den Anfang der 80er Jahren in Ungnade gefallenen BERWANGER gewesen sein.

Wie immer man zu Berwangers politischen Aktivitäten steht, seine kulturellen Verdienste sind unbestritten, denn unter dem politischen Druck aus der Hauptstadt hatte er im Rahmen des Möglichen vieles zur Erhaltung der deutschen Sprache und Kultur, der Sitten und Bräuche im Banat unternommen und durchgesetzt, was vor allem von Frau Elena Ceaușescu nicht goutiert worden war.

Und da in vielen Fällen Berwanger sein eigener Zensor gewesen war, konnten eben jene anrühenden Passagen seiner Mundarttexte erscheinen. Es liegt auf der Hand, dass Rezensenten auf diese Stellen nicht eingehen konnten, was sie und den Autor in höchste Gefahr versetzt hätte. So blieben der Nachwelt und dem aufmerksamen Leser interessante Texte erhalten, auf die die Literaturkritik nicht verzichten kann bzw. nicht verzichten sollte.

Nikolaus BERWANGER – in Freidorf geboren und daselbst aufgewachsen – bewahrheitet sich als ausgezeichnete Kenner der Lebensweise der Banater Schwaben und gebraucht in seinen Mundartschriften eine Art Einheitsdialekt, den es so im Banat gewiss nicht gegeben hat, doch – als Mittel zum Zweck bzw. zur Heranführung des Lesers an die durch die Mundart vermittelten Texte –, um so den Leser in seinen Bann ziehen zu können, was ihm auch tatsächlich gelungen ist und beim Leser sogar Begeisterung auszulösen vermag.

In seinen, noch in Temeswar erschienenen Arbeiten, schildert Berwanger humorvoll die Alltagsproblematik, die Lebensgewohnheiten, die Ansichtsweisen seiner Landsleute.

Öffentliche Verkehrsmittel

Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn öffentliche Verkehrsmittel Verspätungen haben, doch werden diese zur Regel, ist der Unmut der Fahrgäste verständlich. „Morjets sin ich [...] zum erschti Autobus. Mit eener guti Stund Verspätung sin mir endlich so um siewe Uhr rum angfahr [...]“ (Berwanger 1974: 16)

Vorm großi Temeschwarer Bahnhof han ich noch e guti halwi Stund uf die Elektrisch gewart – ich men, wann mr die um de Tod schicke tät, meechte die Temeschwarer alli iwer hunert Johr lewe! (Berwanger 1974: 17)

Vor allem, wenn es sich um Verkettungen von Verspätungen verschiedener Verkehrsmittel während einer



Reise handelt, wenn dann Wartezeiten zu Hauptbeschäftigungen im menschlichen Leben mutieren, stimmt das gewiss nachdenklich. Das tägliche darauf-Warten erfordert Geduld, die man eben aufbringen muss: „Noh finfunzwanzich Minute is de Zuch pinktlich wie noch nie angfahr [...]“ (Berwanger 1972: 58)

Im allgemeine is es halt so, daß mr warte muß. Jede Tach, jedi Stun. Un des noch mit Geduld. Un wer se net, die Geduld hat, der muß trotzdem warte [...] Leit, mir warte nämlich alli uf irgend etwas. Immer! Vielleicht ufs Glick. Uf welches Glick? (Berwanger 1974: 22)

Ob mit diesen philosophischen Betrachtungen Berwangers vielleicht a priori bereits über die durch die Dezemberereignisse 1989 in die Wege geleiteten und ermöglichten Umgestaltungen spekuliert wurde, ist nicht nachweislich, aber durchaus möglich. Leider kann der Autor diese Frage nicht mehr beantworten.

Dass im Winter manchmal auch Bahnhofwartesäle geheizt wurden, war doch immerhin ein Lichtblick – auch bei Berwanger: „Wann mr mitm Zug fahrt, muß mr jo aach warte. Un die Wartesäle uf deni Bahnhef [...] sin die vielleicht freindlich? Nee! Awer manchesmol sin se im Winter sogar geheizt.“ (Berwanger 1974: 21)

Da man mitunter in Temeswar recht lange auf Straßenbahnen warten musste, schlussfolgerte Berwanger: Drum is es aach net iwertrieue, wann mr saat: „'s Schlofe uns Warte sin eigentlich de Mensche ihre Hauptbeschäftigung!“ [...] Hol mr mol die Elektrisch. Die Elektrisch (in Temeschwar) is zum Warte do. Wann mr drin sitzt, wart se uf irgend so an Anschluß. Sunscht misse natierlich mir Menschen warte. Interessant ist derbei, daß se grad immer dann wech is, wann mr kummt. Macht awer nix. Drum hat mr jo die Wartehaisle erfun [...]. (Berwanger 1974: 36)

Ähnlicher Ärger entsteht auch, wenn für Ausflüge und Ausfahrten bestellte Fahrzeuge für Schülergruppen mit riesigen Verspätungen auf sich warten lassen: Direktor Ohrwatscher hat getobt: „[...] Schun vor drei Monate han ich doch schriftlich for siewe Uhr die Autos bstellt. So e Schweinerei [...] Gejer halwe neini sin se dann endlich ankumm [...]“ (Berwanger 1979: 37)

Verlässlichkeit war keine Stärke im Personentransport, und doch mussten die darauf angewiesenen Menschen mangels an Alternativen sich damit begnügen: [...] ich [...] sin schun am nächscte Morjet mitm erschi Auto [gemeint ist der Autobus; Anm. H. D.], des wu mol wieder anstatt um sexi um halwer sieweni wechgfahrt is (awer an des han mir Dorfleit uns jo schun geweeht wie de Hund an die Schlee!) uf Temeschwar [...] (Berwanger 1974: 36)

Handel

Und weil sich ein Unglück selten allein einstellt, waren die Kunden, endlich in die Stadt gekommen, in Geschäften, Kaufhäusern und sonstigen Einrichtungen des staatlichen Kommerzsektors den überheblichen, unfreundlichen und uninteressierten Verkäufern ausgeliefert:

Nee, Sepp, des geht net! so lang net, so lang in deni Gschäfte noch Weiwer und Männer stehn, die wu sicher mene, mir, die wu inkaafe, mir krien wer weeß was gezahlt, daß mir unser bitter verdientes Geld bei ehne losse. Drum misse sie net eemol Hund oder Narr saan, wann mr ins Gschäft nin kummt und was han will. Vun antworte, wann mr se was froot, oder vun freindlich Gsichter is natierlich ke Gspur! (Berwanger 1974: 36) Wenn Berwanger für solche Berufe eine spezielle Schulung (eine „Manierschul“) vorschlägt, trifft er gewiss den Nagel auf den Kopf. Doch weil der Absatz bzw. der Gehalt des Verkäufers in der Regel nicht voneinander bedingt gewesen, war die Gleichgültigkeit des Verkaufspersonals gegenüber den Kunden verständlich.

Drum saan ich: „Männer, ihr, die wu in dem Handel was zu schaffe hat, sucht eich eier Leit doch besser aus! Oder wann net, schickt se doch in e Manierschul! Wann ihr awer noch keeni hätt, so muß halt sofort eeni ufgemach were! In so eener Manierschul kennt ihr ehne vielleicht die Freindlichkeit beibringe!“ (Berwanger 1974: 36)

Doch Berwanger weiß auch, zu differenzieren: „Weiwer un Männer, die wu freindlich griesse un aach freindlich frohe, was de Mensch dann han will, wann er in e Gschäft kummt, ihr sollt lang lewe, xunt bleiwe un eich vermehre [...]“ (Berwanger 1974: 37)

Blockwohnung

Die gleich nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Blockwohnungen wurden mit gemischten Gefühlen von der Bevölkerung eingestuft, vor allem für die Landbevölkerung bedeuteten Blockwohnungen enge karzerartige Gebilde: „In seiner Blockwohnung mit eem Zimmer un eener Kuchl, die wu so kleen is, daß dann, wenn eener drin is, de anri raus muß [...]“ (Berwanger 1974: 112)

Hier wurde man seiner Unabhängigkeit beraubt, während andere wiederum so etwas wie Komfort erwarteten: Warmwasser rund um die Uhr, Badezimmer, Fernheizung usw. Theoretisch sollte diese Bequemlichkeit ja zutreffen, doch in der Praxis sah das oft Gegenteil aus, wie es auch Berwanger schonungslos schriftlich festhält: „Nor iwer de Winter will se dort bleiwe, 's Marjan, mei Schur, kriet nämlich schun wieder was Kleenes, und do han se halt ke Ruh ghat [...] Mei



Aldi war jo aach gleich inverstan.“ (Berwanger 1974: 15)

Und dann, beim Versuch, sie in der Stadt „im Block“ zu besuchen, erlebt Vetter Sepp so manches:

Awer was macht ihr dann net gleich uf, wenn mr klinge tut? [...] Mir hat net gheert, weil die Klingel net geht. Seit eener Stun han mir mol schun wieder ke Strom. Ke Strom in de Stadt? Jo, ke Strom in de Stadt! Was menscht, do is es anerscht wie in Umseck? (Berwanger 1974: 17)

Plötzlicher Stromausfall war ja auch keine Seltenheit im Banat: „Un wan se die Leit vorher wenichschstens verständliche mechte. Ke Spur!“ (Berwanger 1974: 18)

Dass man bestrebt gewesen, mit der modernen Zeit zu gehen, war eine normale Entwicklung. Jedoch selbst in „der Stadt“ gehörte ein Telefonanschluss nicht zur Standard-Einrichtung der Blockwohnung. Man musste den Telefon-Anschluss beantragen, aber dass „[...] er jo schun vor drei Jahr sei Tscherere [...] ingewe hat ghat [...]“ (Berwanger 1974: 47), war nun doch etwas zu lang.

Erfreute man sich endlich des Telefonanschlusses, war Telefonausfall auch keine Seltenheit mehr: „Weil unser Telefon schun wieder net geht [...]. Eemol kann mr rede und zehnmol net.“ (Berwanger 1974: 18)

Und war zusätzlich noch das Warmwasser, oft auch das Kaltwasser abgestellt worden, so war das Leben „im Block“ für eine gute Weile wie lahmgelegt: „[...] die Motter is in's Badezimmer gang, for sich dusche. Un wie se sich gut ingeseft hat ghat, is uf eemoal ka Wasser mehr geloff [...]“ (Berwanger 1974: 19)

In solchen Fällen konnte lediglich die Hoffnung aufkeimen „[...] 's werd schun besser were [...]“ (Berwanger 1974: 19) ein Trostsatz, der über die gesamten Jahrzehnte kommunistischer Ära als tröstendes Schlagwort gelten sollte.

Dass auch die Banater Hauptstadt Temeswar nur spärlich beleuchtet war, darauf geht Berwanger ebenfalls ein: „[...] hätt ich den jungi Bu vielleicht alleenich in dem stockfinschtri Temeschwar rumlaafe losse selle?“ (Berwanger 1974: 93)

Planwirtschaft und Dienstauffassung

Nicht termingemäß abzuschließende Tätigkeit war fehlender Organisation bzw. ausgebliebenen Lieferungen von Baumaterialien und/oder Maschinen zuzuschreiben, was zu faktischer Nichterfüllung des Fünf-Jahresplan-Solls führte, auf dem Papier jedoch alle Arbeiten termingerech abgeschlossen worden waren: „Un 's Plaschter in de Kreizgaß? Schun vor eem Jahr hat Ihr die Leit gezwung, es ufzureiße, un seit selmols warte se uf Material [...]“ (Berwanger 1974: 93)

Da ja alles im Gemeinschaftseigentum war, so schien vieles nicht als Dringlichkeitsstufe auf: „Was is denn mit dem großi Zieglhaufe vorm Kulturhaus? Die Ziegle gehn jo zugrund [...]“ (Berwanger 1974: 92)

Aus früheren Zeiten wird der Ausspruch einer Großmutter zitiert: „Arweit geere un sei net faul, die gebrotni Tauwe flien net ins Maul!“ (Berwanger 1974: 116)

Doch Arbeiten ist nicht jedermanns Sache: „Ja 's get sogar Mensche, die wu von Beruf mied sin!“ (Berwanger 1974: 37)

Aber auch auf das Gegenteil wurde Bezug genommen: „Morjets, wann de Kokosch zum erschtimol gekräht hat, war er uf de Fieß un oweds is er hemgang, wann die Nachtschwächtre längscht gschlof han.“ (Berwanger 1974: 12)

Dass Nachtwächter vereinzelt alsbald nach Arbeitsantritt dem Schlaf verfallen, dürfte ja nicht nur in kommunistischer Zeit der Fall gewesen sein: „[...] bal war de Franz wieder soweit, daß er beim erschti Kokoschkrahe ufgstan is un beim erschti Nachtschwächterschnorche schlofe gang is [...]“ (Berwanger 1974: 14)

Umwelt

Lärmbelästigung waren/sind überall und gehen auf Kosten der Bevölkerung – auch auf dem Lande:

Aach bei uns in Umseck is leider schun viel zu viel Kra-wall! Die Traktore, die Gäns, die Lastautos, die Kieh, die Luxusautos, alli reite se uf de Leit ihre Nerve rum un fresse ehne die Xundheit. (Berwanger 1974: 29)

Auch die dadurch entstehende Luftverschmutzung im Dorfe wird angeprangert: „Die Umsecker Luft, de vieli Staab is halt net for e Herr [...]“ (Berwanger 1974: 106)

Dass aber andererseits die zur Verfügung stehende Einrichtung nicht in Betrieb genommen werden und Abhilfe schaffen konnte, geht auf menschlichen Leichtsinn zurück, wenn z.B. eine Klimaanlage nicht funktionsfähig oder nicht aktiviert werden kann:

Ihr hat doch sicher a Klimaanlage in dem neii, scheeni un teiri Gschäft do [...] for was is dann e dicki Luft bei eich do? [...] Na, weil unser Klimaanlage for die Katz is, die wu unne im Keller die Meis fange tut [...] (Berwanger 1974: 33) Un seit sex Jahr warte mir Balwierer, daß unser Klimaanlage mol anlaaft. (Berwanger 1974: 34) Versorgungsmängel gab es in allen Bereichen. Die Beschaffung von Waren und Gütern des alltäglichen Gebzw. Verbrauchs, war eine tagesausfüllende Tätigkeit, denn selbst moderne Produktionsmethoden schienen da nicht zielführend zu funktionieren:

Die ganzi Audomadisazion is iwerhaupt nix wert, so lang mr bei uns in de Umsecker Koperativa net eemol Gerwe kriet, wu doch die Gerwefabrik, wie ich ghort han, aach schun audomatisch laafe soll. (Berwanger



1974: 114) Nantschi [...] weescht du dann net, daß mr in dem Temeschwar ke Hase und ke Fisch kriet? (Berwanger 1974: 120)

Da trifft der Ausspruch zu: „Mr kann sich jo seins denke un ochs Maul hale [...]“, (Berwanger 1974: 87), denn Reden war oft sehr gefährlich.

Anders jedoch die Meinung so mancher pflichtbewusster Männer mit Verantwortung: „Wißter, [...] daß die beschti Generalsversammlung die is, wann Eier Red, Vetter Adam, iwer dreißich Seite lang un voller Ziffre, Zahle un Zitate is.“ (Berwanger 1974: 74)

Auch in deren Reihen fehlen aber die Schlitzohrigen nicht: „Die Leit muß mr glaawe mache, daß mr sich for sie umbringe tut. Un die Wohrheit derfe se aach net immer heere, Pheder. Nor dann folche se [...]“ (Berwanger 1974: 75)

Berwanger philosophiert über Wahrheit-Sagen und die Sprache als Befreier.

Wann mr mol gut getrunken hat, weeiß mr erscht, wie schwer 's doch is, sich selwer was vorzumache. Zuerst lockre sich langsam awer sicher die Hernbremse. Mr fangt an Witze zu verzähle, die wu mr sunscht [...] Ja un dann werd mr uf eemol um zehn Johr jinger. Au, ware des dann Zeite! Alles uf dere Welt hat mr im kleeni Finger, nix meh kompliziert, mr is uf eemol de Herrgott in Zivil! (Berwanger 1974: 38)

Sitzungen (Schedintzas)

Arbeitsbesprechungen Versammlungen jeglicher Art standen in der kommunistischen Zeit an der Tagesordnung, allesamt kurz als „Sitzungen“ bezeichnet: Parteisitzungen, Gewerkschaftssitzungen, Dringlichkeitssitzungen usw. - wurden mehrheitlich während der Arbeitszeit abgehalten, was natürlich zu Lasten des Produktionsprozesses ging, doch den Vorgesetzten bzw. den zuständigen Verantwortlichen dazu diente – laut Protokoll – diverse Maßnahmen und Möglichkeiten zu den Umsetzungen festzuhalten. Berwanger wusste, dass die „Werkstätigen solche aufoktroierten“ Sitzungen hassten, weil diese – hin und wieder auch nach Dienstschluss abgehalten – sich ins Unendliche hinzogen: „[...] mit dene Sitzunge oder Schedintzas, wie mr des heitzutach so scheen uf Hochschwowisch saat, is des so a Sach. Mr will se net un hat se, wann mr se awer net hat, noh will mr se [...]“ (Berwanger 1974: 23)

Oftmals zogen sich so manche als kurz angesetzte Arbeitsbesprechungen dann über Stunden hinaus: „[...] mir han halt mol wieder e langi Arweittsitzung ghat, wie unser Direktor in de letschti Zeit immer saat, wann er uns for zehn Minute zu sich rufe tut und noh fünf Stunde außer sich schreit: „Nix wie Sitzunge un Sitzunge! Die bringe mich noch uner die Erd!“ (Berwanger 1974:

24)

Selbst wenn Freunde oder Bekannte mitgenommen aussahen, wurde sofort eine überlange Sitzung als Ursache vermutet: „Du schaust mir heit gar net gut aus. Bischt mied im Gsicht? Hat se mol wieder lang gedauert, die Schedintza?“ (Berwanger 1974: 48)

Dass diese Sitzungen auch kurzerhand frühmorgens und ad hoc abgehalten wurden, darauf musste man jederzeit gefasst sein: „Wann hat se dann anfang? [...] Um sieweni! [...] Die sitze jo dann schun seit fünf Stunde [...]“ (Berwanger 1974: 78)

Da die Dauer der „Sitzungen“ allseits bekannt war, wurden diese zuhause häufig auch als Motiv längeren Ausbleibens/Fortbleibens vorgetäuscht:

„[...] un de Roland hat sich aach „EENI“ aranschiert, oder besser gsaat, dere ihre Mann hat ehni aranschiert [...] De Roland is [...] mitm Inge [...] in die Tach-Bar(uf schwowisch: e verraachtes Wertshaus, wu se am Licht spare tun) gfahr [...]“ (Berwanger 1974: 24)

Jugend und Erziehung

Vorgangsweisen von Jugendlichen auf dem Lande werden schonungslos aufgezeichnet:

Dann is mr wieder in dere scheeni Zeit, wie mr noch e große Bu war. Jedem Mädche hat mr uf eemol was zu saan, mr verlangt sogar was vun ehm, mr is de Stärkschti im ganzi Dorf, mr will raafe, 'm Lehrer die Finschtre inschlaan for selmols [...] (Berwanger 1974: 39)

Dabei ist Schlaueit oft ein Mittel, den eigenen Nutzen zu ziehen; wenn der in Bukarest studierende Sohn den Briefinhalt der väterlichen Sendung verleugnet: „Die hunert Lei, die wu de Vater in sei Brief getun hat, han ich awer net gefun. Ich men, er hat se vergeß. Macht awer nix. Ihr kennt se jo nohschicke. Ich wart druf [...]“ (Berwanger 1974: 54)

Wohl etwas übertrieben, doch nicht aus der Luft gegriffen, die Darstellungen veralteter Erziehungsmethoden durch Züchtigung, handgreiflich und systematisch durchgeführt:

„[...] De Direktor Ohrwatscher hat wirklich net Hund oder Narr gsaat, wie er die zwei verschtawerte Buwe am Kraa verwischt hat. Nor uf eemol han ihre Kepp zu rapple anfang und wie wann de Blitz inschlaan meeht, sind die Watsche gfloo [...] (Berwanger 1979: 11)

„[...] De Lekwarseppi hat vun seim Vater mitm Rieme so harti Schlee kriet, dass er die ganzi Nacht ufm Bauch leihe hat misse [...] (Berwanger 1979: 16)

„[...] Mei Vater, Ihr wißt ja gar net, wie hart de mich schlaat. Mitm Rieme krie ich immer.“ In dem Moment



hats Erika versucht fortzulaafe [...] (Berwanger 1979: 26-27)

[...] Uf eemol hat sei Vater de Rieme in de Hand ghat, und wie ne de Lekwarseppe zum drittimol gspielt hat ghat, hat aach er „freilich“ anfang zu beichte [...] (Berwanger 1979: 92)

[...] Dann hats Ohrwatsche gin wie an Neijohr Winschgeld, bis de Miliz kategorisch geruf hat: „Jetzt war awer genuch, Vetter Lorenz!“ [...] (Berwanger 1979: 24 f.)

[...] De Direktor Ohrwatscher hat'm Eisenpeppi [...] zwei Ohrwatsche un noch e „Knackstick“ gen un in in Richtung Wald gerennt. [...] (Berwanger 1979: 42)

[...] wie er uf emol 'm Eisenpeppi sei Vater wie e Riese vor sich stehn gsiehn hat [...] un dann hats gerappelt, dass die Ohre gscheppert han. [...] (Berwanger 1979: 109)

[...] 'm Erika sei Vater is zu sich kumm: „[...] hascht du derhem ke Melone, muscht du stehle gehn?“ Und dann hats wieder gerappelt, bis 'm Erika sei Motter des Mädche an de Hand verwischt hat un mit ehm ins Zimmer nin is [...] (Berwanger 1979: 89)

Gewiss, Literatur ist Fiktion, aber in diesen Texten schlummert auch ein Hauch von Wahrheit, heute unvorstellbar, doch in vergangenen Zeiten waren diese Methoden nichts Ungewöhnliches.

Berwangers subtile Kritik ist nicht zu ‚überlesen‘, obwohl textentfremdete Zitate stets mit Vorsicht zu genießen sind, doch in den Konnex gebettet, wird der Leser über diese Vorgangsweise nicht unbedingt verwundert sein, wenngleich solche strikt abzulehnen sind.

Unzulänglichkeiten in Restaurants und Wirtshäusern waren die Regel – und dies alles auf dem Rücken der Kunden, die diesen Machenschaften hilflos ausgeliefert waren:

Awer wie des schun geht in dene Temeschwarer Wertscheiser, zuerscht is ke Kellner kumm, dann wars Fleisch so gut gebrot, daß 'm Vetter Adam sei Gebiß bal verbroch is, un wie se Bier verlangt han, hat de Kellner ehne gsaat, daß um die Zeit nor Wein getrunken werd. (Berwanger 1974: 70)

Doch man wusste, sich in vielen Fällen zu helfen bzw. einen annehmbaren Ausweg zu finden:

Na, weger dere Temeschwarer Gaststättenkultur, wie des so scheen heescht, verderwe mir uns doch net de Tach. Mei Aldi hat grad gischter e Schunke angschniede, paar Stange Salaami sin aach noch im Haus, mei Wein, de loßt sich trinke [...] (Berwanger 1974: 70) Während einer Reise nach Siebenbürgen (ins Saxe-land!) findet Berwanger auch dort Zustände wie im

Banat vor:

Dann sin mir zum erschtimol von de Asphaltstroß runnergfahr. Was soll ich euch saan? Weche wiee im Banat! Een Loch newerm anri, un die Steener, for se ausfille, leije newer de Stroß ufm Haufe un losse sich sunne.“ (Berwanger 1974: 45)

Gemeinsamkeiten ortet er dort auch im **öffentlichen Verkehr**:

Ich han gut ‚Kompest‘ (schwowisch: Sauerkraut) derzu geß, gute Wein getrunken, un [...] de schiefi Mediascher Kerchturm war uf eemol nemi schief oder so schief, daß ich ne kerzegrad gsiehn han [...] (Berwanger 1974: 46) Bei manchen Unzulänglichkeiten muss auf praktische Art Abhilfe geschaffen werden: „[...] ich han gsiehn, daß do in Morgentau manchi Leit de Mischte uf die Stroß schitte [...] Na un? Mit was selle mir dann die Lecher ausfille?“ (Berwanger 1974: 92)

Zwischenmenschliches

Bürgermeister, Vorsitzende der Kollektivwirtschaft, der Staatsfarm, der Genossenschaften u. a. m. waren stets an guten Beziehungen zu ihren Mitarbeitern interessiert: „So sin halt die Leit. Mr muß noch viel arweite mit ehne, bis sie so denke wie unserener. Wißter, die ständiche Verbindung mit de Masse [...]“ (Berwanger 1974: 94) Andererseits vertrat man die Auffassung „[...] ware jo gschult Leit, un de Gschult muß mr halt recht gen [...]“ (Berwanger 1974: 95)

Aber auch dieses Obrigkeitsdenken wird von Berwanger kritisch unter die Lupe genommen, wenn es heißt: „Daß de Vorgesetzti immer recht hat, wann ehm die Dummheit aach zehnmol am tach fescht uf die Schulter kloppe tut!“ (Berwanger 1972: 33)

Egal wie man gesellschaftlich über das Zusammenleben in einer Partnerschaft eingestellt ist – mit oder ohne Tauschein – es wird diesbezüglich stets ein Dissens bestehen bleiben. Auch Berwanger setzt sich mit dieser Situation auseinander: Walter und Helga leben ohne Tauschein ‚in wilder Ehe‘ – so die Auffassung der Dorfleute. Dazu Berwanger: „Un nie han ich se wild gsiehn, de Walter un sei Helga. Wild werd mr nor, wann mr mol getraut is!“ (Berwanger 1974: 61)

Veraltete Anschauungen – z. B. der älteren Generation – sind bei Berwanger kein Tabu: „Mei gottseelichi Großmutter hat zwar immer gsaat: ‚Die, wu Motter und Vater net folche, were Musikante, Schauspieler oder Zeitungsschreier‘ [...]“ (Berwanger 1974: 121)

Den Dorfbzusammenlegungen als Folge administrativer Veränderung im kommunistischen Rumänien konnte Berwanger auch nichts Gutes abgewinnen:

Leit, drum saan ich eich heit, daß ich mit vieli Sache uf deni Derfer, die wu eemol Gemeinde ware, heit awer



nor meh Derfer sin, weils Nochberschdorf Gemeinde gen is un sich jetzt manchesmol for was Beßres hale tut, iwerhaupt net inverstan sin. Die Leit, die wu in de Derfer wohne, han sicher nix Schlechtes gemach. For was were se dann so oft gstroft. (Berwanger 1974: 121)

Die daraus erwachsenen Nachteile werden penibel aufgezählt:

Gstroft, wann mr die Schul oder 's Kulturheim in Ordnung bringe muß. Gstroft, wann die Leit Salami, weißes Brot, Bier oder Gerwe han wille. Gstroft, wann mr 's Wertshaus weißle muß. Gstroft, wann mr e Adeverintza brauch. Gstroft, wann mr die Stroß oder 's Plaschter herrichte muß. Gstroft, wann e Theater mol kummt [...]

(Berwanger 1974: 121)

Korruption, Vetternwirtschaft und die allseits erforderlichen Beziehungen, ohne die in den Jahrzehnten des Kommunismus gar nichts ging, werden in der Vitamin-Formel H-H-K-A wie folgt zusammengefasst:

H (hascht) jemand bei der H (Hand), (dann) K (kriescht [kriegst]) auch A (alles) => HASCHT JEMAND BEI DER HAND, DANN KRIESCHT AACH ALLES! (Berwanger 1974: 95)

Berwanger findet dies nicht in Ordnung, doch es ist leider gang und gäbe; auch hierzu findet er Beispiele zur Genüge:

Will mr e scheene Teppich, no versucht mrs gleich mit H-H-K-A-Vitamin. Braucht mr im Summer a Kart for uf Mamaia, so denkt mr zuerscht ans H-H-K-A-Vitamin. In die Schoffeerschul kummt mr angeblich aach nor nin, wann mr H-H-K-A-Vitamin hat [...] (Berwanger 1974: 97-98)

Lyrik

Als Förderer vieler damals aufstrebenden Literaten, geht Berwanger mit den damaligen modernen (was immer man unter diesem Terminus auch verstehen mag) Tendenzen in der Postmodernen hart ins Gericht und macht sich über gewisse Wortprägungen lustig: ‚Wolkensau‘.

Grad die Täch han ich Gsäzle gelese, die wu so narrsich oder lirisch ware [...] In eem war vun eener „Wolkensau“ die Red. „Des is was Neies for uns Bauerschleit“ [...] Bal falle die kleene Schweiner vum Himmel runer! Was menscht, wie [...] unser Brigadier sich do gfreie wird! (Berwanger 1974: 109)

Gleichzeitig appelliert er an die Autoren: „Denkt doch aach an uns Alte! Mir sin jo aach noch do un meeche des, was ihr dichte un mole tut, aach e bißl begreife. Ihr saat doch immer, daß ihr uns so viel saan meeche [...]“ (Berwanger 1974: 109)

In seiner Lyrik prangert Berwanger die Ungerechtigkeit in der Welt an: „[...] soviel ungerechtigkeit / uf dere welt / mensche verhungre / bombe explodierte / paßt dir des

/ manchi han alles / anri hix [...] („Gerechtigkeit“)“ (Berwanger 1980: o.S.)

Berwangers Selbstbewusstsein – zumindest in seinen lyrischen Bekenntnissen – dürfte ihm die Missgunst von ‚Madame‘ Ceauşescu eingebracht haben: „[...] un nie meh will ich / nohkaue / was anre mir / vorkaue [...] („Ich will net nohkaue“)“ (Berwanger 1980: o.S.)

Ein offenes Bekenntnis des Autors darf uns alle nachdenklich stimmen:

[...] ich mecht ke blindikuh spiele / in dem korze lewe / iwerhaupt wann ich so allenich sin / so allenich mit mir / ich mecht ke angschmierter sin / uf dere bucklich erd / iwerhaupt wann ich so allenich sin / so allenich mit mir / ich mecht net / in de himmel ghowe were / weil ich beim runerfalle / zu hart falle kennt / ich will uf de erd bleiwe / lang / arich lang / awer... / [...] („Allenich mit mir“) (Berwanger 1980: o.S.)

Wenn Berwanger aber den „Dokterdichter, de Vetter Benn“ (Gottfried Benn, Anm. H.D.) ins Spiel bringt, dann keinesfalls im Zusammenhang mit Lyrik, sondern mit Ernährung:

De Dokterdichter, de Vetter Benn, hat doch, wie ich gheert han, net umsunscht eemol gsaat, daß dene Mensch e ihre Heern vun „Algoloite“, was so viel heescht wie Raki und Wein, wirklich Kraft kriet, un net vun sauri Milich [...] (Berwanger 1974: 113)

Rücksichtslos zieht Berwanger in seinem Text „De herrische Schwowe“ gegen eine gewisse Gruppe seiner Landsleute zu Felde: Standesdünkel und Blötheit rücken in den Mittelpunkt:

Leit, zuerscht muß ich eich ekschplizere, wer iwerhaupt e herrischer Schwob is. Also: „E herrischer Schwob, des is a Schwob, de wu vum Dorf in die Stadt gewanert is.“ [...] 's zwaa Kategorie vun herrischer Schwowe. Solche, die wu aach in de Stadt echte Schwowe gebliewe sin, [...] un solche, die wu so herrisch gen sin, daß se uf eemol gar nimii schwowisch rede kenne [...] (Berwanger 1974: 110)

Auch auf den Standesdünkel gewisser Temeswarer wird eingegangen:

LACHT ihr, wann sich eener uf echt Fabruklerisch beklaae tut, dass die Schwowe net scheen hochdeitsch rede kenne? (Berwanger 1972: 9)

LACHT ihr, wann e Herrischi in eem Kuhstall vorm Biko steht und seeleruhich froot, wieviel Milich die scheeni Kuh dann gewo tut? (Berwanger 1972: 10)

Auch der periodisch wiederkehrende Zyklus von Mode(n) und Umgangsformen bleibt dem kritischen Auge Berwangers nicht verborgen. So mancher, der sich in Modernität wähnt, erscheint als ignorant, denn fast alles war schon mal da, ist nun erneut abermals ak-



tuell: „Alles, was frieher, wie ich noch so a Kerl war un fleißich in die Sunntachsschul gang sin, altmodisch war, is heit modern, un was heit altmodisch is, war frieher modern!“ (Berwanger 1974: 102)

Lustig auch Berwangers Feststellung im Flugzeug: „Uf eemol war e hibsches Freilein, dem sei Fiess um e gutes Stick länger ware wies Klaad, neue mir [...]“ (Berwanger 1972: 13)

Bei aller Kritik und bei seinen Enthüllungen vieler Unzulänglichkeiten und Mängel stellt Berwanger letztlich seinen Landsleuten ein positives Zeugnis aus:

Leit, glaabt jo net, daß unser Schwowe noch so sin, wie vor finfunzwanzich oder gar vor fufzich Joahr ware. [...] Sie han sich angepaßt an die moderni Zeit, wies heit-zutach heescht. Aach wenn se manchesmol nor mit-wackle. (Berwanger 1974: 59)

Obwohl manche Einschätzungen seiner Landsleute diesen nicht unbedingt als schmeichelhaft erscheinen dürften, kann Berwanger sie nicht außer Acht lassen: „Un dickkepich wie die Schwowe manchmol sin, hat halt keener nohgewe wille [...]“ (Berwanger 1972: 25)

Berwanger pirscht sich als Autor über die Mundart an den Leser heran, gewinnt diesen sprachlich, um ihn fortan auch inhaltlich auf seine Seite schlagen zu können. Über die Mundart ist das einfacher: Man kommt sich als Leser vor, wie auf einer Du-und-Du-Ebene, was den Zugang zum Text wesentlich einfacher gestaltet, und das will ja jeder Autor.

Diese Zugangsmöglichkeit erkannte Berwanger; auch war es ihm wohl ein Bedürfnis, ‚seinen Banater Schwaben‘, die ihn daheim verkannt hatten, ja ob seiner politischen Aktivitäten verkennen ‚mussten‘ bzw. ihn nach seiner Aussiedlung nach Deutschland größtenteils verachtet hatten, ein Spiegelbild der kommunistischen Gesellschaft zu präsentieren, denn er hatte das sprichwörtliche G’spür für diese Art von Textrezeption.

Bibliografie / Quellen

- BLANDIANA, Ana 1984: Cruciada copiilor, Totul, Delimitări, Eu cred, in „Amfiteatru“, Cluj, Nr. 12/1984, S. 10.
BERWANGER, Nikolaus 1974, Schreiwes vum Vetter Sepp Zornich aus Umseck, Temeswar.
BERWANGER, Nikolaus 1979, 44 Buwe-Stickle vom Lekwarseppi un vum Eisneppi, Temeswar.
BERWANGER, Nikolaus 1980, Ich häng mei Gsicht net an de Nagel u. a. Gedichte in banatschwäbischem Dialekt, Innsbruck.
BERWANGER, Nikolaus 1987, I mecht mich verabschieda: Banatschwäbische Gedichte, Stuttgart.
BERWANGER, Nikolaus, Heinz, Stefan (Ps. KEHRER, Hans), SCHWARZ, Ludwig 1972: Pipatsch-Buch. Prosa und Stücke in Banater Schwäbischer Mundart, Temeswar.
BERWANGER, Nikolaus, SCHWARZ, Ludwig 1974: Schwowische Owed, Sticker, Stickle un allerhand anres an eem Stick, Hrsg. Komitee für Kultur und sozialistische Erziehung des Kreises Temesch.
DAMA, Hans 1983: Porträt: Nikolaus Berwanger, in „Literaricum“, Wien, Nr. 3-4/1983.
DAMA, Hans 1985: Nikolaus Berwanger, in „Literaricum“, Wien, Nr. 1/1985, o.S.
FASSEL, Horst 1986: Gedichte von Ana Blandiana, in „Süddeutsche Vierteljahresblätter“, München, 35 (1986), Nr. 1, S. 36-38.
HARLACHER, Cornelia 2008: Nikolaus Berwanger – Leben und Schaffen eines Rumäniendeutschen, Diplomarbeit an der Universität Wien, Mai 2008; online unter: <https://phaidra.univie.ac.at/download/o:1249948> (pdf; 1,1 MB) [abgerufen 03.09.2023]; online zitiert unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Berwanger [Stand: 03.10.2022; abgerufen 03.09.2023].
MICHELBACH, Dieter 2022: Facettenreiche Persönlichkeit: Berwanger-Seminar in Mün-

chen, in „Siebenbürgische Zeitung“, 14.01.2007; online unter: <https://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/kultur/6053-facettenreiche-persoenelichkeit.html> [abgerufen 15.07.2022]; online zitiert unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Berwanger [Stand: 03.10.2022; abgerufen 03.09.2023].

PFLAGNER, Margit 1986: Kennwort Literatur, Österreichischer Rundfunk, Studio Burgenland; online zitiert unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Berwanger [Stand: 03.10.2022; abgerufen 03.09.2023].

SABIEL, Elke 2012, Einen Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur gibt es nicht, denn sie schreiben noch heute; online unter: <https://adz.ro/artikel/artikel/einen-nachruf-auf-die-rumaeniendeutsche-literatur-gibt-es-nicht-denn-sie-schreiben-noch-heute/> [Stand: 12.05.2012; abgerufen 15.07.2022]; online zitiert unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Berwanger [Stand: 03.10.2022; abgerufen 03.09.2023].

ZOLLNER, Anton 1995: Ein „Schwimmer gegen den Strom“, in banater-aktualitaet.de, 27.03.1995; online archiviert unter: <http://web.archive.org/web/20041027140942/http://www.banater-aktualitaet.de/heim04.htm> [Stand: 27.10.2004]; online zitiert unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Berwanger [Stand: 03.10.2022; abgerufen 03.09.2023].

***, Wikipedia-Artikel über Nikolaus Berwanger, online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Berwanger [Stand: 03.10.2022; abgerufen 03.09.2023].

Der Autor:

Berwanger, Nikolaus: (Ps. Sepp Zornich, 'm Berwanger sei Niklos, Willi Frombach, Nicolae Bergovan): *05.07.1935 Temeswar-Freidorf, † 01.04.1989 in Ludwigsburg; Politiker, Journalist, Schriftsteller, Mundartautor.

Berwanger bekleidete bis 1984 folgende politische Ämter: Mitglied des Büros des Kreiskomitees Temesch der RKP, stellvertretender Vorsitzender des Rates der Werktätigen deutscher Nationalität in Rumänien, Vorsitzender der deutschen Minderheit im Banat, Abgeordneter des Kreisvolkrates.

Als Journalist engagierte er sich neben seiner Tätigkeit als Chefredakteur auch als stellvertretender Vorsitzender des rumänischen Journalistenrates. Er war Mitglied im Leitungsrat des rumänischen Schriftstellerverbandes (Sekretär des Schriftstellerverbandes der SRR), Mitglied im Lenkungsausschuss der Temeswarer Schriftstellervereinigung, Mitbegründer und Leiter des Literaturkreises „Adam Müller-Guttenbrunn“. Zu seinen kulturellen Verdiensten gehören neben der Förderung junger Schriftsteller auch seine maßgeblichen Anteile bei der Errichtung von Kulturstätten wie das schwäbische Heimatkundemuseum in Lenuheim, der Stefan-Jäger-Gedenkstätte in Hatzfeld/Jimbolia, der Adam-Müller-Guttenbrunn-Gedenkstätte in Guttenbrunn/Zăbrani oder seine Unterstützung für die Eröffnung des Dorfmuseums in Jahrmarkt/Giarmata u. a. m.

Abstract

The essay Social and System Criticism in Nikolaus Berwanger's Dialect Texts sheds light on the author's extended criticism of the effects of the communist system that people had to deal with in their daily lives.

Because open criticism would have been impossible and unthinkable, Berwanger chose the dialect texts, because in this area he was his own censor, being a high functionary of the Romanian Communist Party in the area of the Banat Swabian minority.

Only in this way was it possible for such critical texts to reach the public.

In the most diverse areas of public life, Berwanger found failures and inadequacies, which he mercilessly exposed and denounced, whether it was the indifference of the sales personnel of the stores towards the customers, or the mistakes of those responsible in the communist planned economy, or those responsible for the construction of the block apartments with all their mismanagement, or those responsible for the public transportation, all were criticized, Berwanger did not exclude any responsible person.

The shortcomings in education and culture are also scrutinized and ruthlessly exposed. In doing so, the author addresses the youth and asks for comprehensible language, so that the older generation can also gain access to the understanding of art.

However, the author also offers proposed solutions that could help eliminate some shortcomings, if they were adopted and actually implemented.

In retrospect, it is to Nikolaus Berwanger's credit that he took the risk and made these texts and their explosive nature accessible to the public.

Keywords:

- Dialect Texts
- Communist society
- Criticism of the system
- Social criticism
- Deficiencies in many areas
- Suggestions for solutions



JUBILÄUM IM DREIVIERTELTAKT -

Komponist Jakob Pazeller im Mittelpunkt der 70-Jahrfeier der Banater Schwaben in Berlin – Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Collegium Hungaricum Berlin

von Ernst MEINHARDT

Es sollte eine außergewöhnliche Veranstaltung werden. Eine Veranstaltung, mit der wir nicht nur unsere Banater Schwaben in Berlin und in den Neuen Bundesländern erreichen, sondern auch Außenstehende. Sie ist es geworden. Am 28. Mai 2025 trafen sich unsere Landsleute, aber auch Vertreter der Siebenbürger Sachsen, der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft, der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft und Freunde des ungarischen Kulturinstituts Collegium Hungaricum Berlin (CHB) in dem repräsentativen Veranstaltungssaal des CHB zu einem Musikvortrag und zu einem anschließenden Konzert. In dem Vortrag ging es um den Komponisten Jakob PAZELLER, den Schöpfer des einstigen Welthits „Souvenir de Herkulesbad“.



70-Jahr-Feier-Berlin-28. Mai 2025-

Dr. Márta Nagy, Friedrich Pazeller, Ernst Meinhardt, Boglárka Czeglényi, Michael Fernbach, Peter-Dietmar Leber

Fotoarchiv: Ernst MEINHARDT

Den Vortrag mit sehr vielen Bildern und Musikbeispielen hielt sein Enkel Friedrich PAZELLER. Seit dreieinhalb Jahrzehnten arbeitet er daran, das Erbe seines in Vergessenheit geratenen Großvaters wieder bekannt zu machen. Nach dem Vortrag gab Friedrich Pazeller auf dem Blüthner-Flügel des CHB ein Konzert mit eigenen Kompositionen.

Wie sein Großvater ist auch Friedrich Pazeller Pianist, Komponist und Dirigent. Nachdem er vierzig Jahre lang in Deutschland gearbeitet hatte, ist er voriges Jahr nach Ungarn zurückgekehrt. Sehr gefreut hat uns, dass auch unser Bundesvorsitzender Peter-Dietmar LEBER zu un-

serer Veranstaltung nach Berlin gekommen ist, ebenso der stellvertretende Botschafter Rumäniens, Michael FERNBACH, sowie der Leiter des Rumänischen Kulturinstituts in Berlin, Cristian NICULESCU. Ungarn war durch Botschaftsrätin Dr. Márta NAGY vertreten, die Direktorin des Collegium Hungaricum Berlin, sowie durch ihre Stellvertreterin Boglárka Czeglényi. Im letzten Halbjahr hat Frau Czeglényi unendlich viel Zeit und Energie in diese Gemeinschaftsveranstaltung investiert. Dr. Márta Nagy umriss in ihrer Eröffnungsansprache kurz und präzise, wer die Banater Schwaben in Berlin und den neuen Bundesländern sind und welche Aufgaben sie sich selbst gestellt haben. Hervorgegangen ist die Landsmannschaft 1955 aus der 1951 gegründeten „Vereinigung der Deutschen aus Rumänien“, der Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen und Buchenlanddeutsche angehörten.

Ursprünglich nur für West-Berlin zuständig, erhielt die Landsmannschaft nach der deutschen Wiedervereinigung zunächst die Zuständigkeit auch für Ost-Berlin, dann für Berlin und Brandenburg, schließlich für Berlin und alle ostdeutschen Bundesländer. Vor fünfzehn Jahren kehrte sie zu ihrem historischen Namen „Vereinigung“ zurück. Die meisten ihrer Vorsitzenden stammten bzw. stammen aus Temeswar.

Militärkapellmeister in Arad und Herkulesbad – Hier komponiert er einen Walzer, der ein Welthit wird

Friedrich Pazeller berichtete sehr viel Interessantes über seinen Großvater. Er studierte sein Erbe, aber er wertete auch Archive aus. Jakob Pazeller wurde am 2. Januar 1869 in Baden bei Wien geboren. Am Wiener Konservatorium studierte er Violine und Kompositionslehre. Nach Abschluss seines Studiums wurde er 1888 Konzertmeister im Orchester von Eduard STRAUSS. In einem Brief, den er kurz vor seinem Tod 1957 in Budapest selbst schrieb, fasst er zusammen, wo er überall Orchester dirigierte: in Baden bei Wien, in Krems an der Donau und am Carl-Theater in Wien, in Iglau und in Teplitz im heutigen Tschechien, in Trentschin in der heutigen Slowakei, in Marburg im heutigen Slowenien sowie in Hermannstadt und in Kronstadt in Siebenbürgen. 1896 wurde er für zehn Jahre Militärkapellmeister in Arad und Herkulesbad. In seiner Banater Zeit, genauer 1903, hat er auch den Walzer „Souvenir de Herkulesbad“ komponiert, mit dem er Weltruhm erlangte. Der Walzer gehört heute noch zum Standardprogramm der Kur- und Salonorchester sowie vieler Blasmusikkapellen. 1906 wurde Pazeller als Militärkapellmeister nach Budapest versetzt.

Unter Zensur im kommunistischen Ungarn

Erstmals politische Probleme bekam er, als Ungarn im März 1919 für einige Monate zu einer sozialistischen Räterepublik wurde. Da hieß es „Wir wollen diesen deutschen Dirigenten nicht mehr.“ Pazeller tauchte in Székesfehérvár (deutsch Stuhlweißenburg) unter. Nach dem Ende der Räterepublik im August 1919 durfte er wieder auftreten. Erneute Probleme bekam er in der kommunistischen Zeit in Ungarn. Da wurde er „unter Zensur gestellt“, was bedeutet, dass seine Kompositionen weder gedruckt noch gespielt werden durften. Eine Ausnahme war der „Herkulesbad“-Walzer, bei dem aber der Name des Komponisten nicht genannt wurde. Bis zu seinem Tod am 24. September 1957 in Budapest komponierte Jakob Pazeller mehr als 200 Werke, darunter eine Oper, drei Operetten sowie zahlreiche Walzer, Lieder, Romanzen, Märsche und andere Orchester- und Tanzstücke.

Friedrich Pazeller möchte das Werk seines Großvaters wieder bekanntmachen

Erinnerungen an seinen Großvater hat Friedrich Pazeller nicht. Er war erst ein halbes Jahr alt, als sein Opa starb. Mit etwa fünfzehn Jahren öffnete er zu Hause einen Schrank, in dem sich sämtliche Noten seines Großvaters befanden. Er setzte sich ans Klavier und fing an zu spielen. Als seine Eltern das hörten, kamen sie hereingestürzt und fragten entsetzt „Was machst du da?“. Von da an war ihm klar, dass er dafür sorgen muss, dass er das vergessene Werk seines Großvaters dem musikliebenden Publikum bekanntmachen muss. Nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft in Ungarn sah er die Zeit dafür gekommen. Im Jahr 2000 gründete er in Baden-Baden den Verein für Musikforschung und Konzerte, 2002 das Jakob-Pazeller-Orchester. Es folgten mehrere CD-Einspielungen mit Werken von Jakob Pazeller, darunter 2013 in Ungarn die CD „Liebestanz“. Hier dirigierte Friedrich Pazeller das Budapester Donau-Sinfonieorchester (Duna Szimfonikus Zenekar).

Friedrich Pazeller wurde am 5. März 1957 in Budapest geboren. Er studierte am Béla-Bartók-Konservatorium Kompositionslehre, dann auf der Franz-Liszt-Musikakademie Kompositionslehre, das Lesen von Partituren, Musikwissenschaft, Dirigieren und Klavier.

Nach dem Vortrag über seinen Großvater spielte Friedrich Pazeller sieben sehr schöne Lieder, die er selbst komponiert hat, darunter das Lied „Nie mehr allein“, das er für Marc Marshall geschrieben hat, sowie das Lied „Weihnachtsglocken“, das er für Heinz Siebeneichers beliebte Fernsehsendung „Fröhlicher Alltag“ komponiert hat. Das Publikum war vom Vortrag und von dem Konzert begeistert. „Das ist nicht mehr zu übertreffen“, schrieb ein Landsmann.



Friedrich Pazeller am Flügel des Blüthner-Flügels des Collegium Hungaricum Berlin

Jakob Pazellers Klavier soll nach Herkulesbad gehen

Den Flügel, auf dem Jakob Pazeller sein Leben lang komponierte, möchte Friedrich Pazeller sehr gern der Stadt Herkulesbad schenken. Das geht aber erst, wenn dort die „Sissi-Villa“ renoviert ist und ein Pazeller-Raum eingerichtet wird. Die österreichische Kaiserin Elisabeth – besser bekannt als Sissi – reiste mehrmals nach Herkulesbad. Für sie war es „der schönste Kurort auf dem Kontinent“.

Nach dem Vortrag und Konzert waren alle Gäste zu einem Umtrunk eingeladen. Bei einem guten Glas ungarischen Weins konnten sie sich in kleiner Runde austauschen und neue Kontakte knüpfen.

An unserer Berliner 70-Jahr-Feier haben wir sechs Jahre lang gearbeitet. Die Idee dazu kam von unserem Temeswarer Landsmann Richard Fasching, unserem ältesten und langjährigsten Mitglied in Berlin. Auf einem Treffen im Jahre 2019 erzählte er über Jakob Pazeller und seinen „Herkulesbad“-Walzer. Das war die Initialzündung. Bis es zur Veranstaltung kam, gingen sechs Jahre Organisation ins Land. Sehr dankbar sind wir dem Collegium Hungaricum Berlin (CHB), der ungarischen Kultur- und Wissenschaftsstätte in Berlin, dass es zu dieser Gemeinschaftsveranstaltung mit uns bereit war. So wie wir in Berlin seit 70 Jahren bestehen, besteht das CHB seit 100 Jahren. Positiv aufgefallen ist den beiden Leiterinnen des CHB, wie gut einige unserer Temeswarer Mitglieder Ungarisch sprechen, unter ihnen Richard Fasching. Wir sind zuversichtlich, dass es nach diesem schönen Erfolg weitere gemeinsame Projekte mit dem Collegium Hungaricum Berlin gibt.

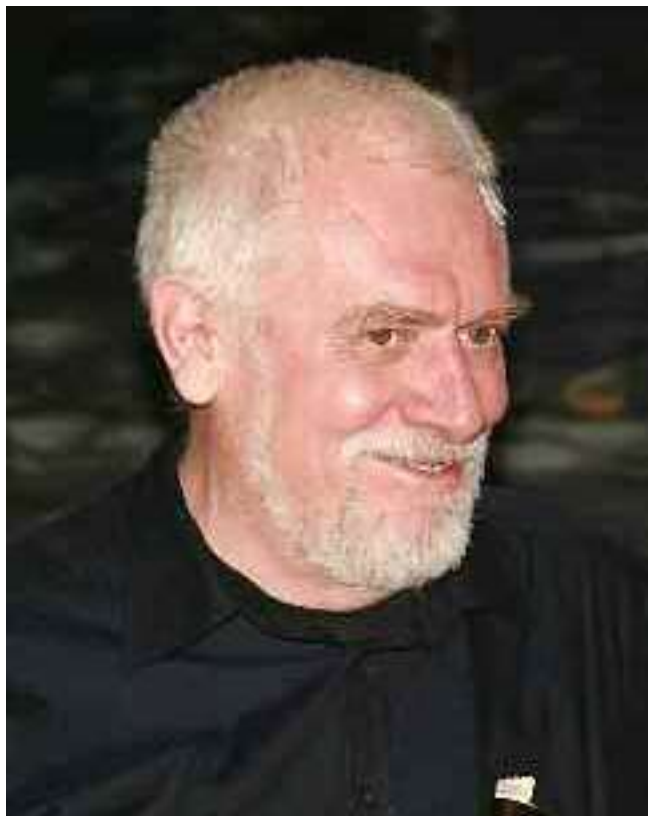


LAJOS KAKUCS (1944-2023)

Würdigung eines verdienstvollen Banater Historikers

von Radegunde TÄUBER

Historiker, Kustos am Banater Museum in Temeswar (1975-1985), außerordentliches Mitglied der Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie, Veröffentlichungen in den Sprachen Rumänisch, Ungarisch und Deutsch.



Lajos KAKUCS

Fotoarchiv: Julia Henriette Kakucs

Seine aus dem Banat ausgesiedelte deutsche Leserschaft hat mit großer Verspätung von seinem Tod erfahren, genau aus den wenigen Zeilen, die *Julia Henriette KAKUCS* in ihre zuletzt im „Temeschburger Heimatblatt“ erschienene Betrachtung eingebettet hat (2024, S.90 f.), die Liebe als Erbe; eine psychologisch-therapeutisch untermauerte Liebeserklärung an Temeswar – an seine Bewohner (Großeltern, Eltern, Nachbarn, Freunde und Unbekannte), an das Leben, nicht zuletzt an die Liebe ihres Lebens, Lajos. – Mehr noch als in den früher veröffentlichten Erinnerungen, die (z. T. verklärend) ein gutes, ja herzliches Miteinander heraufbeschwören, Erinnerungen, in denen sie Farben aufleuchten lässt, Blumenduft und verlockenden kulinarischen Köstlichkeiten nachspürt, erscheint sie dieses Mal selbst, die Diplompсихologin und Psychothera-

peutin, zwischen den Zeilen. Behutsam, so als würde sie den Leser an die Hand nehmen, werden ihm die Kraft spendenden inneren Stützen ins Bewusstsein gerückt, die über erfahrenes Leid, über frühe Traumata und Schicksalsschläge hinweg helfen, hin zu einer „lebensbejahenden Existenz“. Einerlei, ob dieses Muster, diese „Sichtweise“, nach dem Wiener Neurologen und Psychiater *Viktor Emil FRANKL* als „tragischer Optimismus“ bezeichnet wird (er hat die KZ- Jahre überlebt) oder, wie jetzt geläufig, als „Resilienz“. Liebe als Roter Faden.

Ihr verdankt die Verfasser in dieser Würdigung¹ manche Mitteilung privater Natur und die hier eingefügten Fotos. Das Banat, vor allem Temeswar, waren dem gebürtigen Szekler, nicht zuletzt dank seiner Ehefrau, *Julia Henriette geb. ERDÖS*, einer „echten“ Temeswarerin, so sehr zur Heimat geworden, dass er auf eigenen Wunsch hier, auf dem Josefstädter Friedhof, seine letzte Ruhestatt fand (gestorben am 21.09.2023). Die leidenschaftliche Art, wie er seine beruflichen Aufgaben anging, war zu einem guten Teil im Privaten verankert: *„Mein Mann hat sich nicht nur in mich, sondern auch in Temeswar verliebt. Er schrieb unzählige Abhandlungen, Bücher über die Geschichte Temeswars und des Banats.“*

Wichtige Informationen habe ich außerdem zwei Quellen entnommen, Daten, die erkennen lassen, was *Dr. KAKUCS Lajos* am meisten auszeichnete, und genauere Angaben zu seinen im Druck erschienenen Schriften: - 1.) dem im Namen seiner einstigen Temeswarer Kollegen, von Frau *Elena / Ilona Miklósi* verfassten Nekrolog (erschieden in: „Analele Banatului, S:N., Arheologie – Istorie“, XXXI- 2003) und 2.) dem biobibliographischen Artikel, enthalten in: „Enciclopedia Banatului, Band Istoriografia“, Hg. Academia Romana, Filiala Timisoara / Institutul de Studii Banatice Titu Maiorescu [...] – Editura Academiei Române / București, Timișoara: Editura David Press Print, 2020, S. 143. –

Lebenslauf in Grundzügen

Geboren am 05.01.1944 in Eremitu (Kreis Mures), wuchs er im Szeklerland auf, besuchte im Heimatort die Grundschule, das Gymnasium und das Ady- Endre – Lyzeum in Sovata, die Fakultät für Geschichte und Philosophie an der „Babes- Bolyai“- Universität in Klausenburg /Cluj- Napoca (1968-1972). In diesem Umfeld voller Pläne und jugendlichen Elans lernten sich Lajos und Julia / Julika Erdös kennen – sie gerade im I. Jahrgang Psychologie. Nach nur drei Monaten waren sie verheiratet, Trotz eines ausgezeichneten Studienabschlusses und



**Das Hochzeitsbild von
Lajos und Julika KAKUCS**

12. Juli 1971, Klausenburg, auf dem Balkon des Instituts für Geschichte

dessen ungeachtet, dass seine Familie (Ehefrau und Töchterchen) in Temeswar wohnte, konnte er hier erst nach drei Jahren die Stelle eines wissenschaftlichen Sachbearbeiters am Banater Museum belegen (ab 1975 „post de muzeograf“). Seine erste Stelle hatte er am Kreismuseum in Sathmar /Satu Mare (1972-1975).

Einblicke in die anregende Arbeitsatmosphäre, die im Kreis der etwa acht wissenschaftlichen Mitarbeiter vorherrschte (alle waren Absolventen der Universität Klausenburg), Einblicke in die akribische Arbeitsweise des von allen geschätzten Kollegen Kakucs gewährt der Nachruf von Elena Miklósik. Er ist ein emsiger, gewissenhafter und kompetenter Sachbearbeiter und Forscher gewesen, spezialisiert auf den Südosten des Habsburger Reiches im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Für die einzelnen Sachbereiche und Forschungsschwerpunkte durchforstete er nicht nur die Bestände des Banater Museums, sondern auch die des Staatsarchivs /Arhiva de Stat Timisoara und die der städtischen Dokumentationsbibliothek / Biblioteca Municipală Documentară, forschte auch in sonstigen wenig erschlossenen Quellen, dehnte erst nach und nach die Recherchen über die Grenzen des Banats hinaus. Er erfreute sich bald in Fachkreisen eines guten Rufes und großer Beliebtheit.

Frau Miklósik skizziert das Bild eines Menschen mit kräftiger Stimme, lebhaft seine Meinung vertretend, mit unverkennbar Szekler Akzent, das Bild eines Kollegen, der herzlich und laut lachte, Fröhlichkeit um sich herum verbreitete, mitteilend war, der gern verkündete, was er eben entdeckt hatte. Jederzeit hilfsbereit, als Berater gefragt.

Den Doktor-Titel erwarb er 1983 mit der Arbeit „Contribuții la istoria agriculturii din Banat. Secolele XVIII-XIX“. [Beiträge zur Geschichte der Landwirtschaft im Banat; - Klausenburg am Institut für Geschichte „George Baritiu“]. - Erst Jahre nach der Wende erschien die Arbeit im Druck, eine aktualisierte Version, ergänzt durch die Rolle, die die Banken und Genossenschaften dabei spielten [1998, Temeswar, rumän.; Vorabdruck: „Rolul instituțiilor financiare și al Cooperăției în dezvoltarea agriculturii Banatului în a doua jumătate a secolului al XIX-lea – începutul secolului al XX-lea“. / Cluj-Napoca, 1996].

Breit gefächert sind die von ihm im Temeswarer Jahrzehnt (1975-85) behandelten Themen, u. a.: die Anfänge des Temeswarer Museums, die Verdienste des Gründers Sigismund Ormos; die wirtschaftliche Entwicklung der Region – Handwerke, Zünfte / Zunftsigel, - fahnen, -laden; Siegel der Stadt Temeswar; Siegel einzelner Gemeinden und Institutionen; Geschichte der Bürgergarden, der Schützengesellschaften, der freiwilligen Feuerwehr; Anfänge der landwirtschaftlichen Schulen; Geschichte der Landwirtschaft im Banat; von den Armenküchen zu den Altenheimen; Parkanlagen, Erholungszonen.

Kaum zwei Jahre nach der Verteidigung seiner Dissertation wurde er „aus politischen Gründen“ entlassen. Wir wissen nicht, womit dieser Rauswurf begründet wurde. Wie ein Vorspiel dazu mutet rückblickend die von ihm selbst schriftlich festgehaltene brenzliche Situation an, als die Zulassung zur Verteidigung um ein Haar daran gescheitert wäre, weil in der Dissertationschrift Zitate aus Reden von Ceaușescu fehlten. Er musste nun alle seine Notizen, Dokumentationsunterlagen, halbfertige Arbeiten an seine von oben eingesetzte Nachfolgerin abgeben, die weder des Lateinischen noch des Ungarischen oder Deutschen kundig war. (s. E. Miklósik)

Im Jahr der Entlassung übersiedelte die Familie mit inzwischen zwei Kindern (Charlotte und Peter) in die Bundesrepublik Deutschland. Die Familie wohnt(e) in Mainz, später in Rüsselsheim. Seine Frau, Diplom. Psychopädagogin, fand zuerst eine Anstellung, und zwar als Sprachheillehrerin und Grundstufenleiterin an der Weißfrauenschule, einer Sprachheilschule in Frankfurt a. Main. Bei ihm lief es weniger rund, Verzögerungen und Unterbrechungen, die den Kindern zugute kamen; Not-



lösungen, wie Übersetzertätigkeit bei Gerichtsverfahren. Und doch ist es erstaunlich, in welcher kurzen Zeit er sein Deutsch in dem Maße verbesserte, dass er bereits an seiner ersten Stelle – Historiker im Kulturstadtrat in Alzey – zwei Arbeiten veröffentlichen konnte: „Margit Manz. Leben und Werk“ (1889) und „Alzeier Bibliographie“ (1992). – Der Stellenwechsel in eine andere Stadt hat ihren Niederschlag in einer dritten Schrift gefunden: „Das Leben in Ginsheim- Gustavsburg im Wandel der Zeiten“. Im erwähnten Lexikon wird auch eine Anstellung als Archivar beim ZDF / Mainz erwähnt.

Ein erster Besuch in Temeswar, 1991, leitete eine Phase enger Kontakte mit ehemaligen Kollegen ein, löste gleichzeitig eine kaum zu überbietende Schaffensintensität aus. Seine konfiszierten (unangestasteten!) Unterlagen wurden ihm zurückgegeben; er konnte an alte Forschungen anknüpfen, sie dank der neuen, grenzüberschreitenden Möglichkeiten erweitern. Ein Beispiel: *Die Neuauflage der Schrift "Zünfte, Manufakturen, industrielle Entwicklung im Banat 1717-1918" war durch Ausdehnung der Recherchen auf das gesamte historische Banat ergänzt worden. (Buchveröffentlichung / rumän. 2008, ungarisch 2015.)*

Enge Kontakte unterhielt er zu wissenschaftlichen Einrichtungen in Budapest, Klausenburg, Szeged, Archiven in Serbien. Er wurde außerordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften [Magyar Tudományos Akadémia] – In diesen etwa zwei Jahrzehnten veröffentlichte er Beiträge in einer beachtlichen Zahl von Periodika. Aus der Reihe seiner Einzelveröffentlichungen sei auf Ortsmonographien und auf Veröffentlichungen über die Verehrung des Heiligen Jakobus im mittelalterlichen Ungarn und die Wallfahrt nach Santiago de Compostela verwiesen, letztere in Zusammenarbeit mit seiner Frau (Tübingen 2003, Budapest 2008). Weitere Angaben zu seinen Veröffentlichungen findet man in den beiden oben genannten Quellen.

In der nun folgenden Liste werden Beiträge aus dem Banater Kalender, herausgegeben von Aneta und Dr. Walther Konschitzky, Erding, Banat- Verlag, angeführt, nicht nur weil es die deutsche Publikation ist, in der er am regelmäßigsten veröffentlicht hat, die einzelnen Jahrgänge auch für jeden von uns leicht erreichbar sind, sondern auch deshalb, weil sich an den einzelnen Titeln nochmals die Vielfalt der von ihm behandelten Themen ablesen lässt².

- 2009: - Dr. Otto Roth und die Banater Republik, S. 98 - 224
- Zeugnisse des Banater Zunftwesens, S. 216 ff
- 2010: - Zwei Banater Pioniere des Flugwesens. – Emil Nemethy aus Arad baute 1901 ein Flugzeug mit Motorantrieb; Oskar Asboth aus Pankota entwickelte 1928 den ersten flugfähigen Hubschrauber der Welt, S. 206-208
- 2010: Ein Temeswarer wurde Vizekönig von Somalia.

- Karl Inger / Inger Károly bekannt als Emir Su leymann ibn Ingr Abdullah, S. 298-302
- 2012: - (mit Walther Konschitzky): Temeswar und der Drachentöter, S. 103 f.
- 2013: - Die Bürgerwehren Temeswars, S. 121-130
- Der Mäzen Sigismund Ormos, S. 160-166
- 2014: - Der Baum von Doberdo und der Wehrmann im Eisen, S. 100-103
- Im Zeichen der Eule – die Schlaraffia Temesia, S. 158-172³
- 2015: Freimaurer im Banat, S. 137-143
- 2016: - Die Gründung des Südungarischen landwirtschaftlichen Bauernvereins vor 125 Jahren, S. 122-124
- 2017: - John Paget- Banat- Eindrücke 1835, S. 114-123
- 2017: - Die Goldwäscherei im Banat, S. 289-294
- 2019: - Ein Banater Museumsdirektor in Kairo, S. 194 ff

Erinnerungen an persönliche Begegnungen

Ich bin ihm nur dreimal begegnet, doch die Begegnungen waren von Anfang an vertrauensvoll und haben sogar zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt.

- September 1975: Ich hatte um die Möglichkeit angesucht, in Museumsbeständen nach Illustrationsmaterial für meine Preyer- Monographie zu suchen (1977 im Kriterion. Verlag erschienen). Ich wurde von Herrn Kakucs empfangen, erst seit Kurzem arbeitete er hier. - Über ihn wurde der Kontakt zum Fotografen Arthur Thury hergestellt (einige Ansichten vom alten Temeswar). – Beim Sichten entdeckte ich das Titelblatt der ersten deutschsprachigen Theaterzeitschrift im Südosten der Habsburg- Monarchie; eingerahmt, hinter Glas: „N o t i z e n über die dramaturgischen Leistungen der Bühne- Gesellschaft der Herrn J. B. Hirschfeld und F. Herzog, während des Winter- Curses 1828/29, zu Temeswar“. Dr. Maria PECHTOL wusste von der Existenz dieser Rarität, doch diese galt als verschollen („Thalia in Temeswar“, Bukarest: Kriterion Verlag 1972); sie berief sich auf erste Mitteilungen von Dr. Antal Hermann, der 1901 die Nummern 2-10 in einem Budapester Antiquariat erworben hatte. (Pechtol, S. 91 f.). Von der Nachfolgerin, der Zeitschrift „T h a l i a [...]“ (ab 1830), ist bis heute nur eine (oft reproduzierte) Titelseite erhalten; so nahm ich an, es auch in diesem Fall nur mit einer Seite / einem Blatt zu tun zu haben, wagte kaum, mehr zu erwarten. Ich war wie elektrisiert, doch mir wurde die Ablichtung nicht genehmigt. – Das sollte sich etwa zwei Jahre später zum Guten wenden, auch wenn es für mein bei der wissenschaftlichen Tagung für Studenten und Lehrkräfte / Herbst 1978 präsentiertes Referat zu spät kam (Sonderdruck: *„Temeswarer Kulturreflexe aus den Jahren 1825-28. Untersuchung zur Banater Kulturgeschichte“*).

– Die zweite Begegnung mit Lajos KAKUCS hat mehr



gebracht, als erwartet werden konnte: Auf seinen Vorschlag hin wurde der Druck aus dem Rahmen genommen, um eine gute Fotokopie zu erhalten. Dabei kam ein ganzes „Päckchen“ zum Vorschein, alles, was Dr. HERMANN 1904, kurz zusammenfassend, besprochen hatte. Nur die Nr. 1 (Dez. 1828) fehlt, alle anderen decken das gesamte Bühnengeschehen bis Ostern ab (Ende des Winter-Curses). Die NBZ hat prompt auf den Sensationsfund reagiert und weiteres darüber angekündigt (29.12.1977). Im Kulturboten vom 19. Januar folgten meine ersten näheren Angaben und Erwägungen.

Im nächsten Jahr dürfte die Wiederaufnahme des Themas in diesen Blättern Sinn machen, zumal die Zeitschrift entweder noch immer nicht bekannt ist (so auch in der „Temeswarer Chronik“ von Richard WEBER) oder, wenn überhaupt, da und dort, immer auf die erste vorhandene Titelseite reduziert, als Kopie meiner Erstveröffentlichung, ohne Quellenangabe.

Schließlich die dritte Begegnung: Mit großer Selbstverständlichkeit kam er meiner Bitte entgegen, bei der Jubiläumstagung „200 Jahre seit der Geburt J. N. Preyers“ ein Referat nach eigener Themenwahl zu präsentieren. – Gründlich wie immer, gespickt mit Details und Verknüpfungen, die aufhorchen lassen, entwickelte er seinen Vortrag „Johann Nepomuk Preyer und die Temeswarer Historikergesellschaft“ [Dokumentationsbroschüre Kulturtagung 2005 Sindelfingen - Stuttgart 2006, S. 99-104].

Dieser bescheidene, verdienstvolle Wissenschaftler, stets darum bemüht, manche Persönlichkeit vor dem Vergessenwerden zu bewahren, wirtschaftliche und kulturelle Errungenschaft aus früherer Zeit, auch Kuriositäten, ins Bewusstsein der Heutigen zu rücken, hat es selbst verdient, dass ihm mit einer ausführlichen Würdigung Anerkennung zuteil wird.

Anmerkungen:

¹ Unterstützung habe ich von Seiten des bestens bewanderten Luzian GEIER erfahren. Zur Zeit, da K. L. seine ersten deutschsprachigen Mitteilungen im „Neuen Weg“ /Bukarest [NW] und in der „Neuen Banater Zeitung“ / Temeswar [NBZ] publizierte, waren Luzian Geier (NBZ) und Walther Konschitzky (NW) Redakteure an der Temeswarer bzw. Bukarester Tageszeitung. Gelegentlich seiner Besuche in der Temeswarer Redaktion lernte K. L. beide kennen. Sie wurden Freunde. Ihre Erinnerungen an persönliche Begegnungen werden in der nächsten Nummer des Heimatblattes erscheinen.

² Dass der „Banater Kalender“ nach zwölf Jahren (2008 -2020) das Erscheinen eingestellt hat, wird jeder, der die einzelnen Bände nochmals zur Hand nimmt, zutiefst bedauern, auch wenn es dafür durchaus plausible Gründe gibt.

³ Diese Arbeit, zur Drucklegung erweitert, war seine letzte, aber

(krankheitsbedingt) nicht beendete Studie (E. Miklósik)



**Julia Henriette
KAKUCS**

Fotoarchiv
Fred Zawadzki

Julia Henriette KAKUCS (geb. 1949 in Temeswar), die Ehefrau von Lajos Kakucs, Psychopädagogin, Sprachtherapeutin, schreibt Lyrik und Prosa hat im Banater Kalender wenig publiziert, so 2010 Gedichte, S. 166 f.; sie bevorzugte für ihre Texte das Temeschburger Heimatblatt.